Vereinsnachrichten

Ossnabrück. Die Arbeitsgemeinschaft der Freunde germanischer Vorgeschichte hatte dank ihrer opferwilligen Werbetätigkeit mit ihren diesjährigen Sommerverstaltungen sehr großen Erfolg. Der Andrang zur 1. Fahrt war so groß, daß der Kartenverkauf gesperrt werden mußte: 170 Teilnehmer (etwa doppelt so viel wie durchschnittlich 1932) wurden zugelassen

Zur Maienfahrt am 20. 5. 33 führte Lehrer Rohlmann (Hambüren) die Arbeitsgemeinschaft ins Tecklenburgerland. Die Grafentafel, der ein Jahrtausend alte Grenzstein an der hannoversch-westfälischen Grenze, bot einen Rundblick ins Gebiet der Fahrt; die vorgeschichtliche Bedeutung des Ortes, im Erinnern alter Sagen treu bewahrt, ist durch Funde eiszeitlicher Siedlungsspuren und durch Urnenfunde aus germanischen Zeiten wissenschaftlich erwiesen. Von den Grabstätten unserer Vorfahren, die hier auf freier Höhe herrschend ruhten, weiß die Sage zu berichten, daß der Hüggel den goldenen Sarg eines Heidenkönigs berge.

In der Kirche zu Gellenbeck zeigt Franz Heckers Altarbild (1916) blonde deutsche Bauerngestalten, die in freier Haltung vertrauend zur Gottesmutter aufblikken. Bei den alten Bauerngesichtern, so betonte Lehrer Rohlmann, soll man beginnen, Rassenkunde zu treiben, und nicht im Völkergemisch des Industriegebietes.

Zur Rast in Stift Leeden begrüßte Rechtsanwalt Finkenstaedt die Teilnehmer und verwies auf die Pfingsttagung der Freunde germanischer Vorgeschichte in Bad Pyrmont und auf das Nordische Thing in Bremen. Lehrer Schwarze (Osnabrück) hielt einen Vortrag über die germanische Dichtung, einen Schlüssel zum Verständnis der ehrfürchtigen, beherrschten, stolzen Seele unserer Vorväter; er zeigte ihre innigsten Zusammenhänge mit der Bewegung der Gegenwart und forderte, die altgermanische Dichtung müsse zu einem Begriff unserer Gegenwart werden. Der Vortragende erntete reichen Beifall. — In den Fenstern des alten Leedener Kirchleins sahen die Besucher noch die Hausmarken der umliegenden Höfe.

Über die Herkensteine führte dann der Weg zum Römerlager im Habichtswalde und zum alten Hof Loose, dem Königsgut Curialosa aus dem Jahre 1058. Konrektor Schallenberg (Lengerich) hat hier Reste einer „Pottbäckerei" aus dem frühen Mittelalter gefunden.

Zum Schluß der Rundfahrt wurde das Kloster Osterberg aus dem Jahre 1410 aufgesucht, das einst kluge Mönche auf dem besten Boden des Tecklenburger Landes anlegten, und das heute ein ehrwürdiger Bauernhof ist. Lehrer Rohlmann mahnte hier, daß eigenwüchsiger, kraftvoller Stolz unserm Bauerntum erhalten bleiben müsse.

Rechtsanwalt Finkenstaedt dankte Herrn Rohlmann im Namen aller Freunde für die ausgezeichnete kundige Führung der Maifahrt.

An der 2. Sommerveranstaltung (18. 6.) nahmen trotz der Reisekosten 30 Osnabrükker Freunde germanischer Vorgeschichte teil. Sie besuchten in Bremen die erste urreligionsgeschichtliche Schau „Der Heilbringer", die Prof. Herman Wirth mit Unterstützung des Hauses Roselius veranstaltete. Prof. Wirth stellte sich der Gruppe selbstlos zu Führungen zur Verfügung. Die überwältigende Fülle von Beweisstücken aus allen Kulturkreisen und die einfachen und eindringlichen mündlichen Erläuterungen des Forschers ließen die Wahrheit der Wirthschen Grundgedanken einleuchten.

Vom Hause Roselius war der Besuch der Osnabrücker Gäste auch im weiteren Verlaufe fürsorglich vorbereitet. Fräulein Roselius zeigte im „Hause Atlantis" die schöne, reichhaltige Sammlung „Väterkunde", und das „Roseliushaus" erfreute die Gäste mit ausgesuchten Kostbarkeiten norddeutscher Kunst von der Gotik bis zum Barock.

Führer durch den Osninghain. Unser Mitglied Fr. Fricke, Schwalenberg i. L., hat einen kurzen Führer zusammengestellt: Irminsul und andere germanische Heiligtümer im Osninghain. Das mit acht sehr klar gedruckten Abbildungen geschmückte Heft enthält alles Wesentliche in straffer Zusammenfassung. Der Führer ist im Selbstverlag des Verfassers erschienen und kostet 25 Pf.

Germanien
Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens
1933 November / Nebelung Heft 11

Kleine Zeitglosse

Von Hans Friedrich Blunck

Unsere englischen Vettern sind keine üblen Nachbarn, werden bei einem guten Getränk sogar ganz aufgeräumt und eigentlich haben wir vorm Weltkrieg viereinhalb Jahrhunderte Frieden mit ihnen gehabt, nämlich seit der Seeschlacht von Kent, in der die Hamburger die englische Flotte so übel zurichteten. Seien wir also auch taktvoll und übersehen wir lächelnd kleine Eigenheiten eines Nachbarn, mit dem wir, ohne seine Politik und Wirtschaft als vorbildlich anzusehen, doch sonst gut zu stehen wünschen und der uns so nahe verwandt ist. Ja, wenn man von jener angeblich englischen Erscheinung redet, die man einst mit dem unschönen Wort „Spleen" bezeichnete, und die nur die Schwäche Vereinzelter ist, so ist es unsere Pflicht, den Vetter gegenüber schlimmeren Nachbarn in Schutz zu nehmen.

Daß manche Eigenart des Nachbarn gelegentlich ein wenig grotesk wirkt, soll zugegeben werden. Aber sind wir besser? Haben wir nicht genau zu der Zeit, als in einem englischen Buch nachgewiesen wurde, daß Christus, wenn überhaupt, nur als Engländer neugeboren werden könnte, versucht, das Paradies nach Mecklenburg zu verlegen? Und wenn wir vor drei Jahrzehnten über die Eitelkeit unserer Vettern lächelten, die durchaus von den Phöniziern abstammen wollten oder gar von dem verschwundenen zwölften Stamm der Juden, so hat es auch bei uns Gelehrte gegeben, die unserem armen Volk alle erdenklichen Mischungen nachweisen wollten und denen unser wirklicher Ursprung peinlich war. Liegt also nach unserer Meinung das Übergewicht an Absonderlichkeit jenseits der Nordsee, so wollen wir den Splitter im eigenen Auge nicht vergessen.

Aber was, in drei Teufels Namen, bringt uns neuerdings dazu, jene Eigenart der Vettern ernst zu nehmen? Da ist in Fortsetzung jener englischen Mentalität, die irgendwie und irgendwo nach langen Abstammungsketten sucht, ein Buch erschienen, über das ich schon eine Reihe von Berichten in der deutschen Presse fand, ein Buch, das die Bauten von Stonehenge kurzerhand auf ägyptischen Ursprung zurückführt. Bei Salesbury in Südengland stehen nämlich gewaltige steinerne Bauwerke unserer gemeinsamen Vorfahren,

Stonehenge genannt, die Montelius auf 2000 v. Ch. zurückdatiert, die man heute aber nach Durchforschung ähnlicher Baureste in Nordfrankreich, Niederdeutschland und Nordengland als steinzeitliche Werke aus der Zeit rund um 3500 v. Chr. festgelegt hat. Und nun kommt ein englischer „Gelehrter von internationalem Ruf" und spricht die Vermutung aus, diese Werke müßten die alten Ägypter gebaut haben. Unsere Vorfahren hätten niemals dergleichen fertiggestellt. Er folgert zugleich, immer nach dem Bericht der Korrespondenzen, daß der Name des wackeren Robin Hood identisch sei mit dem ägyptischen Raa-Bennu, daß König Artus Osiris sei und dergleichen mehr. Genau wie wir's aus der Zeit des Paradieses in Mecklenburg kennen.

Es ist gewiß sehr drollig, diesen Vergleich zu ziehen und ein wenig über die Hypothesen des englischen Gelehrten, dessen Namen verschwiegen sei, die Stirn zu verziehen. Wir wollen sogar zugeben, daß wir noch nicht genau wissen, welche Geschlechter unserer Vorfahren jene riesigen vorgeschichtlichen Steinbauten errichtet haben, von denen ein gütiges Geschick uns hüben und drüben einige Reste erhalten hat. Wahrscheinlich ist, daß sie zur Zeit der Bildung unserer Rasse kultischen Zwecken dienten und sicher ist, daß in ähnlicher Art sehr viele Bauten vorhanden sind, die in verwandter Form in unseren Hünengräbern und in gewaltigen Steinsetzungen Niederdeutschlands sich vorbereiten oder wiederkehren. Wenn also die Ägypter Stonehenge errichtet hätten, hätten sie auch unsere Hünengräber gebaut, hätte es so sein müssen, daß der ganze Norden Europas sehr eng von ihnen besiedelt war. Wie hätten sie sonst die vielen Tausende von Totenmälern in unserer Landschaft errichtet? Aber ihrer Nachfahren Sprache und Äußeres ist verwünscht wenig ägyptisch und außer der sehr zweifelhaften Ableitung des Namens von Robin Hood dürfte an Beweismaterial nicht viel anzuführen sein. Außer den schon bekannten englischen Ahnenwünschen.

Ich sagte zu Anfang, wir wollen die kleine Schwäche unserer Vettern übersehen. Der Grund dieser Glosse ist ein anderer. Wie ist es möglich, fragt man sich, daß über nordeuropäische Vorzeitforschung so wenig bekannt ist, daß wir aus englischen Korrespondenzen den Unsinn über unsere ägyptische Abstammung nachdrucken und sogar in kleinen Artikelchen die Bedeutung der englischen Entdeckung dem deutschen Leser klarmachten. Die Artikel standen ehedem nicht nur in Blättern der Linken, sondern gerade in Spalten der Rechtspresse, der man einiges Wissen von Geschichte und Vorgeschichte zutrauen sollte, die wissen müßte, daß die Wissenschaft des Spatens, zum wenigsten von jener Steinzeit an, heute ein lückenloses Bild unserer Vorgeschichte zu geben vermag. Unmöglich hätte es sein müssen, daß die Phantasie der Engländer, die alle Jahrzehnte neue Vermutungen über ihre Abstammung zur Welt bringen, unsere ernste Zeit und die ernste Arbeit unserer Wisschenschaft belastet.

Ich höre Entschuldigungen: Aus den Schulen vorm Weltkrieg war Vorgeschichte Nordeuropas verbannt, in den Schulen nach dem Krieg rückte sie zwar langsam vor, galt aber als nationalistisch, und Mittel und Männer für die Durchführung der nötigen Ausgrabungen und die Belehrung über vorgeschichtliche Funde in unseren Schulen fehlen noch heute oder sind dürftig gegenüber dem, was geschehen sollte. Dann aber bei allen guten Geistern, sorge man von seiten einer vielversprechenden und verbessernden Regierung für gute Lehrbücher (was inzwischen schon gründlich vorbereitet wird! Anmerkung der Schriftleitung.) und verhüte, daß die englische Parallele jenes Paradieses in Mecklenburg in deutsche Blätter einfließt. Wäre es nicht besser, den Raum für ernsthafte Behandlung der vorgeschichtlichen Zusammenhänge in Nordeuropa freizuhalten?

„Was wir heute an menschlicher Kultur vor uns sehen, ist nahezu ausschließlich schöpferisches Produkt des Ariers."
Adolf Hitler

Die Ura Linda-Chronik

Von Dr. J. O. Plaßmann

Im Oktober 1872 gab Dr. J. G. Ottema, Konrektor des Gymnasiums zu Leeuwarden, den Text einer altfriesischen Handschrift heraus, die als altüberlieferter Schatz der friesischen Familie Over de Linden, altertümlich Ura-Linda, ausgegeben wurde. Dieser Veröffentlichung waren wechselnde Schicksale der betreffenden Handschrift vorausgegangen; mehrere Gelehrte hatten sich — leider allerdings ziemlich oberflächlich — mit Sprache und Inhalt beschäftigt, bis Ottema das Werk der Öffentlichkeit durch eine sorgfältige wissenschaftliche Ausgabe zugänglich machte. „Der Inhalt ist höchst fremdartig, teils mythologisch, teils geschichtlich; die Sprache ist zum Teil alt, aber es kommen auch Ausdrücke darin vor, welche sehr jungen Datums zu sein scheinen" — so hatte ein Gelehrter zwei Jahre vorher über die Handschrift geurteilt. Also ein wissenschaftliches Problem; zunächst stand natürlich die Frage der materiellen Echtheit im Vordergrunde. Aber über diese Frage ist man leider niemals hinausgekommen. Erst jetzt hat Herman Wirth die alte, scheinbar längst begrabene Streitfrage wieder aufgegriffen und durch eine deutsche Übertragung das Problem von neuem aufgerollt. Aber er gibt gleichzeitig durch eine inhaltliche Untersuchung den Schlüssel zur Lösung, und diese lautet: die Ura-Linda-Chronik, länger als ein halbes Jahrhundert als Fälschung angesehen, muß auf echte Vorlagen zurückgehen; denn es stehen Dinge darin, die erst heute überhaupt in ihren Zusammenhängen zu überschauen und in ihrer geradezu sensationellen Bedeutung für die germanische Wissenschaft zu erkennen sind.

Es ist wohl gerade diese früher fast unvorstellbare Bedeutung, die bisher eine fast einmütige Ablehnung der Handschrift als angebliche Fälschung zur Folge hatte. Aber darüber hinaus witterte man in der „Fälschung" eine bestimmte Tendenz, die dann von der bewußten oder unbewußten Gegentendenz um so entschiedener abgelehnt wurde. Ein biederer Schiffer, Cornelis Over de Linden, hatte 1848 durch eine Tante aus dem Nachlaß seines Großvaters die Handschrift erhalten und sich leider ziemlich lange gegen eine wissenschaftliche Veröffentlichung gesträubt. Dieser wissenschaftlich durchaus nicht beschlagene Sproß einer altfriesischen Familie sollte die Handschrift gefälscht haben: „Ein frühes Kettenglied einer freimaurerisch-pangermanistischen Bewegung, eine friesische Freimaurerbibel", so hat man noch in den letzten Jahrzehnten die Ura-Linda-Handschrift bezeichnet; „Cornelis Over de Linden war der Pionier und Pfadfinder für Lagarde, Chamberlain, Delitzsch und andere Antisemiten", so äußerte sich ein holländischer Wissenschaftler, anscheinend ohne sich der darin liegenden Widersprüche bewußt zu sein.

Manches schien allerdings die Annahme einer Fälschung zu bestätigen oder doch nahezulegen: als wichtigster äußerer Befund zunächst die Beschaffenheit des Papieres der Handschrift, die Cornelis Over de Linden besaß. Eine eingehende Untersuchung des Papieres ergab nämlich, daß es nicht, wie die Sprache der Handschrift vermuten lassen konnte, aus dem 13. Jahrhundert stammte, daß es sich vielmehr um Maschinenpapier aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts handelte. Dieser Befund ist 1925 auf Veranlassung von Herman Wirth mit Hilfe des Verlegers Eugen Diederichs noch einmal bestätigt worden.

Herman Wirth ist also gewiß ohne Illusionen an eine erneute Untersuchung der ganzen Angelegenheit herangegangen. Wenn er trotzdem jetzt in seiner deutschen Ausgabe [1]) für eine nochmalige Aufrollung der Ura-Linda-Frage eintritt, so kann er dies mit einer solchen Fülle gewichtiger Gründe stützen, daß die bisherigen „Beweise" für die Fälschung

---

[1] Die Ura-Linda-Chronik, übersetzt und mit einer einführenden geschichtlichen Untersuchung herausgegeben von Prof. Herman Wirth. Gr. 8°, etwa 300 S. mit 300 Abbildungen geb. 9.60 RM. Koehler & Amelang, Leipzig 1933.

davor verblassen. Im Grunde ist nämlich ein Beweis niemals geführt worden. Die Papieruntersuchung besagt ja nur, daß die alte Handschrift in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch einmal abgeschrieben sein muß; was übrigens auch die zahlreichen „Hollandizismen", die der altfriesische Text aufweist, ohne weiteres erklären. Völlig unerklärt hat man es ja bei allen bestimmten Urteilen über die „Fälschung" gelassen, wie denn ein einfacher Schiffer überhaupt zu den Kenntnissen des Altfriesischen und zahlreicher germanistischer Einzelheiten gekommen sein soll, die für eine Fälschung der Handschrift erforderlich waren. Er hätte ja wissenschaftlich hochgebildete Helfershelfer haben müssen, aber von solchen ist nie eine Spur nachgewiesen worden.

Mit Recht stellt Wirth fest, daß eine quellenkritische Untersuchung des *Inhaltes* der Handschrift niemals erfolgt ist. Man kann sich nun nicht verhehlen, daß eine Anzahl von Zügen in der Darstellung leicht auf den Verdacht bringen kann, daß es sich um Einflüsse aus der germanistisch gerichteten Romantik der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts handeln könnte. So etwa die Erwähnung des „Twisklandes", unter dem die Verfasser der Handschrift etwa das Land zwischen Friesland und den Donauländern verstehen, also das heutige Deutschland — dieses aber pflegte man damals mit falscher Herleitung des Wortes „deutsch" wohl als „Tuiskoland" zu bezeichnen — wobei übrigens der von Tacitus erwähnte Tuisko ebenfalls falsch gedeutet wurde. Auch muß im Laufe der Jahrhunderte eine Umbenennung der in der Handschrift erwähnten Länder stattgefunden haben, da diese selbst ja im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende ihre Namen geändert haben. Wenn die Handschrift von den südlichen und östlichen Nachbarn der Friesen („Fryas") als von den „Sachsmännern" spricht, so kann diese Bezeichnung nicht älter als etwa das dritte Jahrhundert n. Chr. sein, denn erst von da an führen die Bewohner dieses Landes den Namen „Sachsen". Ähnlich verhält es sich mit den „nahen und fernen Krekalanden", die häufig erwähnt werden; es handelt sich um Unteritalien („Großgriechenland") und das eigentliche östliche Griechenland, der Name „Graeci" aber ist ja ursprünglich nur ein Teilname, der verhältnismäßig spät allgemein in Gebrauch kam.

Aber diese Schwierigkeiten lösen sich, wenn man mit Wirth eine mehrmalige Umredigierung des altüberlieferten Textes voraussetzt, wobei die erste etwa in die Bekehrungszeit um 800 n. Chr., die zweite in das 13. und die dritte in die Zeit der Glaubenskämpfe des 16. Jahrhunderts zu setzen wäre, in der ja eine einheimische Überlieferung geistig-seelischer Art in besonders heftigem Kampfe mit dem Südländischen stand. Die Namen sind dann jeweils der veränderten Wirklichkeit angepaßt worden, was ja ohne weiteres möglich war. Vor allem in der letzten Redaktion, dem von Wirth angesetzten Codex C, der einen humanistisch gebildeten Verfasser hatte, mögen dann allerlei Dinge aus dem Gesichtskreis des mit der antiken Überlieferung vertrauten Schreibers hineingebracht worden sein; Dinge, die Wirth mit ziemlicher Sicherheit von dem Altüberlieferten zu trennen weiß. So wird man mit einigem Mißtrauen auch etwa vor der Erwähnung der „Schiffergöttin" Nehallennia stehen, die aus antiken Denkmälern des Bataverlandes bekannt ist, und die als Urüberlieferung in der Ura-Linda-Chronik erscheint. Ähnlich verhält es sich mit der Burgmaid Festa, die zweifellos irgendwie mit der römischen Vesta zu tun hat, die man aber nicht ohne weiteres als eine Erfindung ansehen kann. Der humanistisch Gebildete mag hier manches, was ihm aus der antiken Literatur bekannt war, mit dem zusammengebracht haben, was er tatsächlich in der aus dem 13. Jahrhundert stammenden Version B vorfand.

Mit Sicherheit ist wohl eine Stelle als eine Zutat des letzten Abschreibers zu erweisen: wenn in den „Schriften von Helennia" der Name Jesus erwähnt wird, und wenn der Abschreiber diesen mit dem Fo, dem Kris-en und dem Bûda orientalischer Überlieferungen zusammenstellt. Diese Zusammenstellung findet sich in einem Buche von C. F. Volney, „Les Ruines, ou Méditations sur les révolutions des Empires", von dem eine französische und niederländische Ausgabe sich im Besitze des Cornelis Over de Linden befand. Dies allerdings schwerwiegende Moment hat man nun dahin verallgemeinert, daß Cornelis die ganze Handschrift nach der spärlichen in seinem Besitz befindlichen Literatur gefälscht hätte. Daß dies schon aus sachlichen Gründen nicht möglich ist, weist Wirth in seinen ausführlichen Erläuterungen zur Ura-Linda-Chronik nach — kein Gelehrter der damaligen Zeit hätte die Kenntnisse besessen, ein solches Werk einfach zu fälschen. Wohl aber kann angenommen werden, daß Cornelis die Handschrift aus derselben Hand bekommen hat, wie seine Bücher, und darunter das (1791 erschienene) Werk von Volney; und daß diese unbekannte Hand die letzte Redaktion der Handschrift mit der Entlehnung aus Volney angefertigt hat.

Mit diesen Fragen muß man sich auseinandersetzen, wenn man sich ein ungetrübtes Bild von der Bedeutung der Ura-Linda-Chronik für unsere Urgeschichte machen will. Setzen wir nämlich auch nur in einem gewissen Umfange die Quellenechtheit voraus, so ergibt sich eine bisher unerhörte Tatsache: *eine schriftliche nordische Überlieferung, die bis in die Bronzezeit zurückgeht!* Und dem entspricht das, was man aus der Handschrift herauslesen kann, wenn man die Fähigkeit besitzt, das zweifellos Kernechte von den zahlreichen antikisierenden und mythisierenden Zutaten zu trennen. Es sind Bruchstücke einer uralten Überlieferung von dem kultischen Leben, oder besser von der religiösen Vorstellungswelt des alten Nordseegebietes, des Ingväonenlandes, dessen eigentliches Zentrum das alte Friesland gewesen ist. Gerade das Bruchstückhafte aber ist es, was den Eindruck der Echtheit immer wieder dem Verdachte mythischer und antikisierender Erfindung gegenüber bestärkt. Das Wichtigste ist in diesem Zusammenhang wohl die Kosmogonie, die Lehre von Wralda (wer-alda, Welt), dem Weltschöpfer; er, „der allein gut und ewig ist, machte den Anfang, dann kam die Zeit; die Zeit schuf alle Dinge, auch die Erde (Irtha)". Frya erscheint als die mythisch gefaßte Stammutter der nordischen Rasse, insbesondere der „Fryas" oder Friesen. Hieran mag manches hinzugedichtet und humanistisch gedeutet sein; doch machen die Lehren, die als „Fryas Rat" eingeflochten werden, einen zweifellos echten Eindruck. Ähnliches gilt von dem, was Fryas Nachfolgerin Festa sagt, vor allem auch die Gesetze, „die zu den Burgen gehören"; in ihnen erinnert nicht weniges an die Rüstringer Rechtssatzungen, die ja auch sehr altes friesisches und germanisches Geistesgut wiedergeben.

Aber wichtiger als all dieses erscheinen noch die unmittelbar symbolischen Überlieferungen, die in der Handschrift erhalten sind, und hier kann dann Herman Wirth zuerst ansetzen, um aus seinem eigenen reichen Forschungsgebiet den Nachweis für die Quellenechtheit wenigstens großer Teile der Ura-Linda-Chronik zu führen. Das „Buch der Adela-Folger" bringt als Eingang drei sechsspeichige Räder mit der Umschrift „Wralda der Anfang"; diese Räder aber sollen auf den Wänden der Waraburg eingeritzt gewesen sein: sie seien „Zeichen des Juls, das ist das älteste Sinnbild Wraldas, auch von dem Anfang oder dem Beginn, woraus die Zeit kam: dieser ist der Kroder, der ewig mit dem Jul muß umlaufen". Noch wichtiger ist vielleicht die Angabe, von diesem Rade habe die Ehrenmutter Festa die *Runenschrift* gemacht; diese Schrift aber sei bei den östlichen Völkern (Finnen, Krekaländern und Thyriern) in ihrer Bedeutung verdunkelt worden. Sie hätten nicht mehr gewußt, daß diese Schrift „von dem Jul gemacht war, und daß sie darum allzeit geschrieben werden mußte mit der Sonne herum".

Dies ist eine klare Bestätigung dessen, was Herman Wirth auf dem Wege der epigraphischen Denkmälerforschung als Ursprung der Runenschrift und als Weg ihrer Ausbreitung nach Süden und Osten erschlossen hat. Von größter Wichtigkeit — weil es nämlich einen engen Zusammenhang mit der bisherigen Germanistik und Volkskunde herstellt — ist die Angabe, das Rad sei das „Zeichen des Juls". Sie bestätigt eine Annahme,

die schon Jakob Grimm vorausgeahnt hat, daß nämlich das vielumstrittene Wort Jul nichts anderes bedeutet als „Rad“; daß das Julfest ursprünglich ein Fest des Jahresrades ist, „des jâres umbihring“, wie es altdeutsch hieß, und dessen sinnbildliche Gestalt Wirth in dem sechsspeichigen Rade als Wiedergabe des Gesichtskreissonnenjahres gefunden hat. Hier tritt uns nun dies sechsspeichige Rad selbst unter dem Namen Jul entgegen; verbunden mit der mythischen Gestalt des Kroder, den wir nur aus einer verdunkelten sächsischen Überlieferung der Harzgegend kennen; aber auch er erscheint in der späten und schon von allerlei Beiwerk überwucherten Darstellung mit dem sechsspeichigen Rade. Daß das Julfest also das Fest des in der Wintersonnenwende stillstehenden Jahresrades ist, wie Wirth es immer behauptet hat, und wie ich es wiederholt aus der Überlieferung in Volksbrauch und Mystik bestätigen konnte, geht aus der Handschrift zweifelsfrei hervor. Die Handschrift muß hier das Vorbild ihrer Vorgängerin wiedergeben, denn es ist schlechthin ausgeschlossen, daß ein Fälscher damals solches hätte erfinden können — selbst Grimm hatte noch kaum gewagt, eine Verbindung der Worte Jul und Wiel (Rad) herzustellen, und die Beziehung auf das sechsspeichige Rad wäre damals noch gar nicht möglich gewesen.

So gewinnen andere Angaben der Handschrift im Lichte dieser Tatsachen ein ganz anderes Gewicht. Eine der merkwürdigsten ist die von der großen Burg der „Volksmütter“ auf Texel, deren Anlage genau beschrieben wird: In der Mitte ein hoher Turm, auf dem die Burgmaid, die Volksmutter wohnt; von diesem Turme gehen strahlenförmig sechs „Häuser“ nach den sechs Himmelsrichtungen aus. Es ist also eine in die Landschaft übertragene Wiedergabe des Sechssternes, des sechsgeteilten Rades des Wralda oder des Juls; eine Anlage übrigens, deren Grundzüge Wirth in der sardinischen und apulischen Mittelmeerkultur der Bronzezeit wiederfindet. Hier zeichnen sich also ganz deutlich die Spuren der Fahrten der „Fryas“ nach den „nahen und fernen Krekalanden“ ab — Dinge, von denen ein „Fälscher“, und hätte er den gelehrtesten Kreisen angehört, damals unmöglich eine Ahnung haben konnte. So erklärt sich auch der Name Apulien als das Land des „Apulu“, des Pol oder Phol „im Wasser“, im „Pfuhl“, als welchen Wirth den Apollon der Griechen schon im „Aufgang der Menschheit“ gedeutet hat. Das ist ja das Großartige an der geschichtlichen Schau von Herman Wirth — mag man im einzelnen auch immer seine Vorbehalte machen — daß er gerade den Gedanken der Kontinuität, der ewigen Wiederkehr der großen Mission der Nordlandrasse an diesen tausend von ihm zuerst zusammengesehenen Einzelheiten erkennt und erkennbar macht. Denn diese nordische Überschichtung hat sich ja in Jahrtausenden immer wiederholt. Denken wir an die bronzezeitlichen Rundburgen der nordischen Pulasata, denken wir an die quadratischen Burgen der Normannen und Staufen, die ja auch von seefahrenden Nordvölkern, den Nachkommen jener alten „Fryas“ in denselben Ländern errichtet worden sind — das ist eben eine geschichtliche Schau, die ewige Grundkräfte sichtbar macht, während die Krittler leider selten über die Atome ihres sogenannten exakten Materials hinausschauen.

Besondere Beachtung verdient auch der Bericht von der Staatsgründung des „Minno“ im fernen Kreta; eine Gestalt, in der man zunächst die Schöpfung eines phantasievollen Humanisten zu sehen glaubt. Aber ebenso wenig wie das Vorhergehende kann diese Gestalt von einem Fälscher um 1840 erfunden worden sein — ihm fehlten alle Voraussetzungen dazu. Ich kann hier aus meinem eigenen niederländischen Forschungsgebiete wieder exakte Einzelheiten nachtragen: die „Minne“, jene in der niederländischen Mystik bekannte Gestalt der Seherin, ist anscheinend nichts anderes, als das auf heimatlichem Boden weiterlebende Urbild jener alten Volksmutter auf Texel, deren Name nicht zufällig an „Minerva“ und Minno anklingen dürfte. Natürlich wird man weiteres nur auf Grund ganz exakter Forschung sagen können — aber an dieser wird es nicht fehlen. Ich habe eine eingehende Untersuchung über die „Jungfrau auf dem Turme“ als Sagen- und Märchen-

Textproben der Ura-Linda-Chronik, einer schriftlich bewahrten ältesten nordischen Überlieferung aus Tagen der Bronzezeit

motiv fast abgeschlossen; ich hoffe darin nachzuweisen, daß Sage und Märchen bei uns auch hierin eine uralte kultgeschichtliche Wirklichkeit viel treuer bewahrt haben, als die nordischen Quellen der Verfallszeit. Wirth weist selbst schon auf die Veleda der Brukterer hin, die ja auf einem hohen Turme wohnte und hier offenbar Zeiten kultischer Abgeschiedenheit durchmachte. Kein Zweifel, daß diese Veleda die rechtmäßige Erbin jener alten ingväonischen Volksmutter auf Texel ist; eine Tatsache, die mit der Angabe der Ura-Linda-Chronik übereinstimmt, wonach sich in der Zeit des Kulturverfalles der alte Glaube bei den „Sachsmännern" reiner erhalten habe, als bei den Friesen selbst. Die Sachsenkriege Karls haben uns dafür ja den erschütternden historischen Beweis geliefert.

Man möchte glauben, daß eine Grabung auf der Insel Texel vielleicht doch noch Spuren jener alten Jul-Burg zutage fördern könnte — ein archäologischer Beweis würde die Quellenechtheit der Ura-Linda-Chronik zweifellos und endgültig bestätigen. Bemerkenswert ist es, daß zweimal die in den Sachsenlanden gelegene Burg Managardaforda genannt wird; zweifellos Mimigardeford, das heutige Münster, das ja als uralte Kultstätte von Karl als Bischofssitz bestimmt wurde. Hätte der „Fälscher" diesen Namen erfunden oder aus historischer Kenntnis eingefügt, so hätte er wohl zweifellos eine richtigere Form gewählt (häufiger ist übrigens der Name Mimigerneford). Nun hat man schon im Mittelalter dieses Mimigardeford mit dem von Ptolemäus erwähnten „Mänosgada" zusammengebracht — sollte die Ura-Linda-Chronik hier wirklich ein Zwischenglied bilden?

Was auf den ersten Blick wiederum Verdacht erregt, ist die häufige Beziehung auf den Untergang von „Atland" oder „Altland", wie jenes sagenhafte atlantische Ursprungsland genannt wird; die Chronik kennt hier sogar eine genaue Zeitangabe, denn sie setzt die Jahre seit dem Untergang von Atland neben die christliche Zeitrechnung, wonach denn Atland genau 2193 Jahre vor Christi Geburt untergegangen ist. Die Bestimmtheit dieser Angabe macht stutzig — aber bei soviel zweifellos Echtem brauchen wir auch hier nicht ohne weiteres den Zweifel walten zu lassen.

Wir können hier nur das Allerwichtigste aus der unglaublichen Fülle von Einzelheiten und Fragestellungen herausgreifen, die uns durch die Ura-Linda-Chronik geboten werden. Von besonderer Wichtigkeit sind ja auch die Angaben über die von Osten hereinbrechende Herrschaft des „Magy", eines östlichen Großherrschers nach Art des Dschingis-Khan, der in vorgeschichtlichen Zeiten einmal sein Reich weit nach Westen, bis zu den „Denemarken" und nach Schonen ausgebreitet haben muß. Auch hier zeigt uns Wirth an einer sinngemäßen Deutung der Denkmäler, daß diese Angaben auf große Wahrscheinlichkeit rechnen können — und wiederum handelt es sich um Dinge, von denen ein Fälscher vor fast hundert Jahren keine Ahnung gehabt haben kann. Wirth kennzeichnet die Bedeutung der Handschrift mit folgenden Worten: „Die Ura-Linda-Chronik entrollt vor unseren staunenden Augen das Bild einer auralten gefestigten kultischen Organisation der Ingväonen, welche in der Person der „Ehrenmutter" als Volksmutter gipfelt. Staat und Kirche bilden hier eine Einheit: die Religion ist die Grundlage des öffentlichen Lebens wie der staatlichen Ordnung. Der Kult ist daher eine öffentlich, staatlich geregelte Angelegenheit: sie beruht in den Händen der Frauenschaft. Und diejenige, die berufen ist, der kultischen Ordnung als Trägerin und Wahrerin der Gesittung des Volkes an höchster Stelle vorzustehen, trägt gleichzeitig die höchste Verantwortung für die Leitung des Staates."

Ist das alles ein Wunschbild der germanischen Romantik vor 80 Jahren gewesen? Sind die Berichte über weltweite Fahrten nach den Krekalanden, nach Ägypten oder Phönikien Erfindungen gewesen, die ein erfundenes „Licht aus dem Norden" an die Stelle des bisher herrschenden „Lichtes aus dem Osten" setzen sollten? Es fällt schwer zu glauben, daß überhaupt damals jemand einen solch kühnen Gedanken gehabt haben sollte. Und hätte er all das erfunden, so hätte er schon mit übernatürlicher Seherkraft ausgestattet sein müssen, denn auf dem Wege des normalen Wissens konnte er seine Kenntnis damals gar nicht gewonnen haben.

Die Frage nach der Echtheit dieses einzigartigen Werkes der Vorzeit ist also von neuem aufgeworfen. Ihre Lösung wird vielleicht ungeahntes Licht in unsere Vergangenheit bringen — vor allem in jene Vergangenheit, die als lebendige Überlieferung unserer ältesten Volkheit noch bei uns lebt. In dieser Zeit, so verkündet die Ura-Linda-Chronik, soll das alte Geisteserbe wieder erwachen. Wir halten uns bereit: kritisch und wissenschaftlich, aber dem Zweifel um jeden Preis ist kein Raum mehr gegeben.

Germanische Gotteshäuser

Daß ein Laie, oder besser gesagt ein Autodidakt, grundsätzlich neue Gesichtspunkte in die wissenschaftliche Forschung einführt, ist in der Altertumskunde nichts Neues mehr. Und doch wird man immer wieder finden, daß die auf systematischen Pfaden wandelnde, sozusagen amtliche Wissenschaft sich gegen solche Erkenntnisse sträubt. Das ist an sich begreiflich. Denn dem Selbstforscher (Autodiktaten) fließen ja seine Erkenntnisse oft auf Wegen zu, die wissenschaftlich Umwege sind, oder die sich wissenschaftlich gar nicht halten lassen. Und da glaubt man dann, das angeblich unsystematisch Gewonnene könne für die Beurteilung durch die systematische Wissenschaft keine Gültigkeit beanspruchen.

Solche Schlüsse sind Trugschlüsse; aber sie sind oft genug gezogen worden, wenn sie auch häufig durch die Wirklichkeit widerlegt worden sind. Man braucht nur an die Vorgeschichte der Ausgrabungen des alten Troja zu denken — es fehlte nur noch der „exakte Nachweis", daß eine Stadt namens Troja niemals bestanden haben könnte, um der Ablehnung durch die Altertumskunde die letzte Vollendung zu geben. Auf der anderen Seite aber fehlt es nicht an Beispielen dafür, daß laienhafte Phantasiegebilde, die schließlich auf einer wahllosen und uferlosen Assoziationsfähigkeit beruhten, gerade bei interessierten Laien große Verheerungen angerichtet haben, wobei denn die durch das Geröll angerichteten Verheerungen schlimmer waren, als sie durch die paar Goldkörner, die auch in solchen Forschungen enthalten sein mögen, wettgemacht werden könnten. Die Frage nach dem Werte der Laienforschung läßt sich also nicht einfach so oder so entscheiden. Sie ist eine Frage nach der *Legitimation*, diese Legitimation ist aber nicht ohne weiteres gleichbedeutend mit irgendeiner amtlichen Prüfung oder Bestallung. *Erkenntnis*, und die ist ja das Ziel aller Wissenschaft, ist oft eine sehr persönliche Sache; sie ist gewissermaßen Sache des besonderen Organs, das der einzelne einer Sache gegenüber mitbringt. Dies kann beim Laien oder Autodidakten in einer bestimmten Richtung stärker entwickelt sein, als beim Fachwissenschaftler; man findet denn auch, daß die Erfolge der Laienforschung meist auf einem ganz bestimmten, häufig einseitig ausgewählten Gebiete liegen. So widersinnig es klingt: der Laienforscher ist oft in viel höherem Maße „Spezialist" als der Fachgelehrte, weil er sich mit einem einseitigen Fanatismus auf ein ganz besonderes Teilgebiet stürzt, auf dem er meist intuitiv die zündende Entdeckung gemacht hat. Die Kehrseite ist der Drang, nun das gesamte, von ihm nicht übersehene Wissenschaftsgebiet im Rahmen seiner Einzelentdeckung zu sehen und womöglich unter diesem Gesichtspunkt umzugestalten.

Ich schicke diese Betrachtungen voraus, denn wenn man als Fachwissenschaftler auf einem bestimmten Gebiet zum Werke eines Autodidakten Stellung nimmt, so muß man diese Stellungnahme, wenn nicht rechtfertigen, so doch sachlich begründen. Zumal wenn, wie in diesem Falle, das Ergebnis einer jahrelang mit Ausdauer und Opfern durchgeführten Laienforschung vorliegt, das geeignet ist, unsere Erkenntnis vom Wesen und Leben unserer vorgeschichtlichen Vergangenheit bedeutend zu erweitern und zu vertiefen. Das Buch „Ger-

manische Gotteshäuser" von dem aus Oldenburg stammenden Architekten Hermann Wille[1]) ist das Ergebnis einer solchen Forschung, die von einem „Laien" begonnen, mit zielbewußter Ausdauer endlich von einem Autodidakten zu Ende geführt und zu einem bedeutenden Beitrag zur Erkenntnis unserer vorgeschichtlichen Vergangenheit ausgestaltet worden ist.

Es ist kein Fehler, daß in dem Buche noch die Wege sichtbar sind, auf denen Wille zu seinen Forschungsergebnissen gelangt ist. Er ging, gefühlsmäßig könnte man sagen, in der Heide des südlichen Oldenburg umher; einem Gebiete, das wie kaum ein anderes in Deutschland unberührt und von großartigsten Denkmälern unserer Vorzeit erfüllt ist. Das Land ist — glücklicherweise möchte man sagen — sehr dünn besiedelt, und daran liegt es denn auch wohl, daß die vorgeschichtlichen Denkmäler bisher nicht gerade restlos erforscht sind. So hatte Wille Gelegenheit, mit dem Blicke dessen, der für solche Dinge ein natürliches Organ mitbringt, eine Anzahl von Urnengräbern zu entdecken und mit aller Sorgfalt, wie sie einem erprobten Fachmann nicht größer zur Verfügung gestanden hätte, auszugraben (vgl. Abb. 1). Es handelt sich um ein vorwiegend eisenzeitlich (etwa 600 v. Chr.) benutztes Urnengräberfeld bei dem Gute Moorbek; die Urnen, zum Teil ungewöhnlich gut erhalten und schön verziert, gehören zu dem Besten, was der Boden uns im nordwestdeutschen Gebiete in dieser Art erhalten hat. Besonders dankenswert ist es auch, daß die einzelnen Phasen der Ausgrabung uns in ausgezeichneten Aufnahmen erhalten und dem Buche beigefügt sind; wir haben wenige Aufnahmen solcher Art, die ja ganz besonders schön die Lage der Graburnen und die Art der Beisetzung veranschaulichen.



Abb. 1. Urnengrab „Moorbek" (600 v. Ch.), Grabung H. Wille 1932

[1]) „Germanische Gotteshäuser zwischen Weser und Ems" von Hermann Wille. Gr. 8°, etwa 200 Seiten mit über 50 Seiten Abbildungen, geb. etwa 7.50 RM. Koehler & Amelang, Leipzig, 1933.

Wenn der Autodidakt zunächst geneigt ist, die Gesamtheit der heimatlichen Überlieferung in ihrem, wenn auch nur äußeren Zusammenhange zu übersehen, so ist das gewiß kein Nachteil. Er ist dadurch unbefangener, als der Spezialforscher, der ja leicht zu sehr an den einzelnen Dingen haftet, und der sich schwer von einer einmal festgelegten Deutung einzelner Denkmäler losmachen kann. Die wissenschaftliche Nachprüfung kann dann noch immer das Wahre vom Unrichtigen scheiden. In Willes Buch ist diese Scheidung bereits vollzogen; man merkt, daß er auf Grund persönlicher Beratung mit Einzelforschern vieles eingeschränkt, vieles aber auch wesentlich erweitert und ergänzt hat. Aber daß eine solche Ergänzung möglich war, beweist, daß seine intuitive Erkenntnis in vielen Fällen die richtige war. So, wenn er darauf kam, daß der Name des Gräberfeldes „Helle" irgend etwas mit seinem Charakter als uralter Friedhof zu tun haben müsse: tatsächlich bedeutet ja die „hellia" ein Gräberfeld und dann in mythischer Deutung das Reich der Toten, zuletzt endlich verchristlicht die „Hölle". Oder daß der Name „Kummerkamp" in demselben Zusammenhange ein Feld mit Grabzeichen (angs. cumbor) bedeutet — Deutungen, die dem Verfasser aufgingen, ohne daß er eigentlich die Spezialkenntnis auf diesem Gebiete besaß. Aber gerade das sichere Gefühl für die uralte Verwurzelung von Rasse und Volkstum in seiner vorgeschichtlichen Vergangenheit führte Wille auf solche Spuren; wie etwa der Bauernname „Reyners tor Helle", in dem gewissermaßen die Verbundenheit mit der Ahnenerde bis in die Bronzezeit lebendig geblieben ist.

Diese unmittelbare Empfindung einer wesenhaften Dauerüberlieferung, einer ununterbrochenen Dauerwesenhaftigkeit von den fernsten Ahnen bis zu den jüngsten Geschlechtern, sie mag der Antrieb gewesen sein, der hier einen Autodidakten intuitiv auf die richtige Spur gebracht hat. Zunächst aufnehmend und weiter rückwärts tastend: vom Urnengrab zurück zum Großsteingrab. Was Wille hier an Beobachtungen und Bemerkungen über das Leben der Vorfahren einflicht, ist deshalb so erfreulich, weil es aus unmittelbarer und unbefangener Beobachtung geschöpft ist, die das aus Büchern Gewonnene in der lebendigen Wirklichkeit wiederzuerkennen weiß. Daß diese Wirklichkeitsnähe sich vor allem auch auf eine richtige Einschätzung des eigenen Volkstums bezieht, geht besonders aus dem Abschnitt „Abrechnung" hervor, in dem der Verfasser eine Blütenlese von dem gibt, was bis in die jüngste Zeit hinein an abfälligen Urteilen über die Fähigkeit und die sittliche Höhe oder vielmehr Tiefe unserer Vorfahren, zum guten Teile aus beamtetem und daher der deutschen Nation doch besonders verpflichtetem Munde geäußert worden ist. Wenn man diese — übrigens fleißig zusammengebrachte — Blütenlese auf sich wirken läßt, so wundert man sich nicht mehr, daß ein wirkliches, wurzelhaftes Nationalbewußtsein bei uns so wenig wachsen konnte; nicht von unten her, vielmehr von oben herab ist ihm immer wieder die Grundlage entzogen worden. Denn wenn der Franzose oder Italiener sein Nationalbewußtsein auf seine legitime Erbschaft an der antiken Kultur stützt, so gründet er damit wenigstens theoretisch sein Ichbewußtsein auf eine dreitausendjährige Vergangenheit. Aber der Deutsche? Er soll sich dankbar dafür erweisen, daß die Erben jener antiken Kultur seine eigene barbarische Vergangenheit vernichtet und ihm von seiner eigenen Kultur etwas abgetreten haben — aber auf welche Weise soll dabei ein Bewußtsein eines unverlierbaren Eigenwertes entstehen? Hätte der Laienforscher nur diese Zusammenhänge herausgestellt, es wäre schon ein Verdienst. Der aus lebendiger Anschauung gewonnene Glaube an die Fähigkeit, an die Eigenwertigkeit und die geistige Höhe unserer Ahnen ist aber erst die Voraussetzung für die richtige Einschätzung der Denkmäler, die sie uns hinterlassen haben. Ohne diesen Glauben, der wahrhaftig erst lebendig macht, sind uns die Hünengräber nichts anderes als klobige Kraftleistungen klobiger „Hünen", deren ausschlaggebende Voraussetzung eine gewaltige Körperkraft gewesen ist.

Erst die Sinnerfühlung weist hier den Weg zur richtigen Deutung; ja auch — und das ist an diesem Buche das Wichtige — zur richtigen technischen Deutung

Und von hier aus greift der Laienforscher mit bedeutsamen Feststellungen in das Gebiet der amtlichen Vorgeschichtsforschung ein. Die uns geläufigen Hünengräber, die sogenannten Steinkammergräber, sind Totenhäuser, wahrscheinlich Erbbegräbnisse mächtiger Sippen; sie setzen schon gedanklich eine geistige Höhe voraus, mit der sich kaum der treibende Gedanke unserer modernen Technik messen kann. Denn die Erbauung dieser für Jahrtausende gedachten und auch Jahrtausende ehrfürchtig behüteten Totenkammern bedeutet ja für diejenigen, die sie erdacht haben, eine Erhöhung über den Gedanken der Vergänglichkeit, wie sie unserem, auf schnellebige Massenversorgung gerichteten Denken im Grunde eigentlich fremd ist. Es steckt weit mehr darin, als nur der Wille, die Reste der Verstorbenen vor wilden Tieren zu bewahren: sie bringen einen Gedanken zum Ausdruck, den Gedanken der „Dauer im Wechsel". Will man darin etwa Urkunden für einen Glauben an das reale Weiterleben der Toten nach dem Ableben sehen, so würde das wieder auf die Abwege jenes Denkens führen, das alles zeitlich weit Entfernte nur darum als „primitiv" ausgibt, weil es einige tausend Jahre hinter uns liegt. Mit Recht weist Wille darauf hin, welche Folgerungen für das „höhere Denken" unserer Zeit man etwa aus unseren heute gebräuchlichen Grabmälern und Grabsitten in dreitausend Jahren ziehen wird, wenn jede schriftliche Überlieferung abgerissen sein sollte!

Die Steinkammergräber stellen nun, was Wille mit seinem architektonisch geschulten Auge besonders auffiel, einen völlig anderen Typ (vgl. Abb. 2 u. 3) dar, als die sogenannten Hünenbetten, die offenbar einen ganz anderen Gedanken ausdrücken. Man sieht: wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein; denn diese „Hünenbetten" sind nun einmal mit der wissenschaftlichen Etikette versehen, die ihnen mit

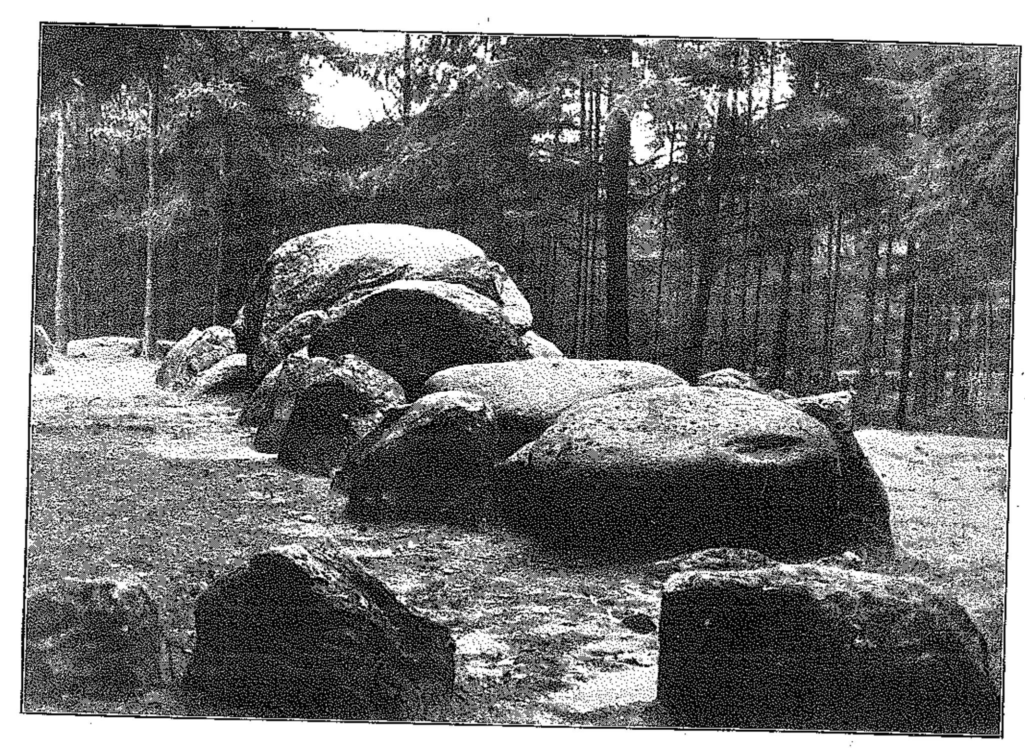


Abb. 2. Großsteingrab „Hohesteine", Ahlhorner-Heide, Oldenburg

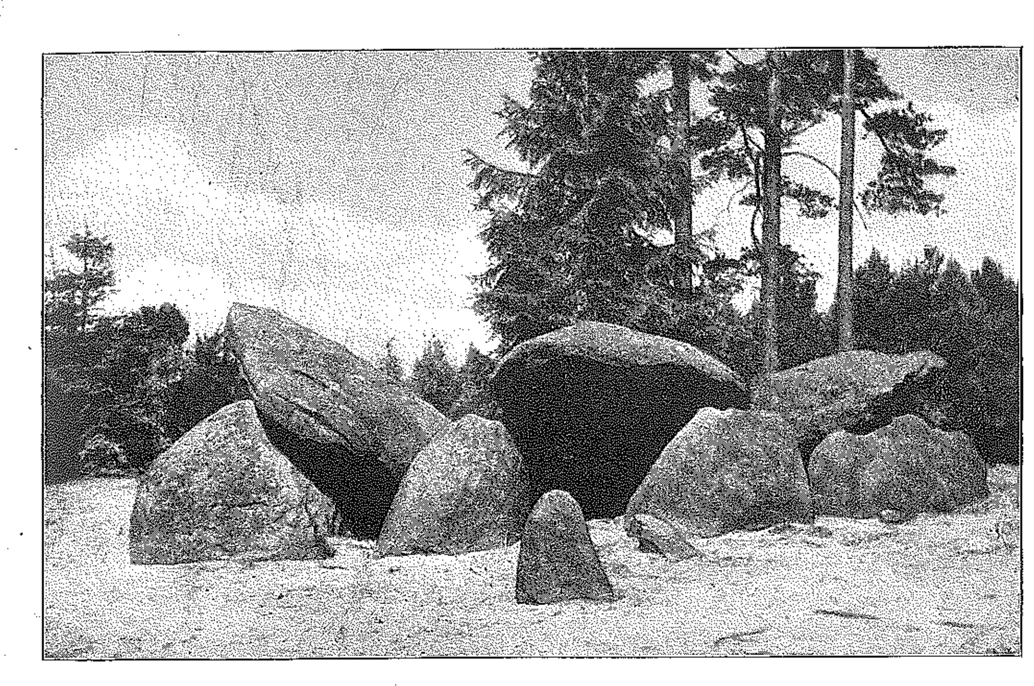


Abb. 3. Großsteingrab bei Fallingbostel, Lüneburger Heide (7 Steinhäuser)

dem durchaus willkürlich gewählten Namen aufgeklebt worden ist. Es handelt sich dabei um lange, schmale Steinreihen, die in Form eines länglichen Rechteckes aus Findlingen aufgebaut sind; im oberen Teile der Anlage liegt dann ein Tiefgrab, das nach Art der regelrechten Hünengräber erbaut ist. Man hat bisher im allgemeinen angenommen, es handele sich bei diesen Anlagen um Sammelbegräbnisse großer Führer mit ihrem gesamten Gefolge (daher „Hünenbetten"); die gesamte Anlage soll ursprünglich mit einem Erdhügel überdeckt gewesen sein, der dann allerdings in sämtlichen Fällen spurlos verschwunden sein müßte. Solche Hünenbetten finden wir in den schönsten wohl überhaupt bekannten Beispielen in der „Visbeker Braut" (Abb. 4), dem „Visbeker Bräutigam" und zwei entsprechenden, wenn auch nicht ganz so umfangreichen Anlagen bei Glane; alles in der Umgebung von Wildeshausen.

Was nun Wille an dieser Deutung unwahrscheinlich vorkam, war zunächst der fehlende Erdhügel, der ursprünglich diese Steinsetzungen (vgl. auch Abb. 5) überwölbt haben sollte. Wenigstens konnte er bei den von ihm untersuchten Steinsetzungen keine Spuren eines solchen mehr feststellen. Mehr noch fiel die ganz eigentümliche Gesamtanlage von Steinhegung, Tiefgrab und umgebenden Gräbern auf; dazu kam, daß bei einigen Anlagen die „Rückseite" hinter dem Tiefgrab geradezu in Form einer Apsis abgerundet ist. Hieran schloß sich die gedankliche Wiederherstellung des eigentlichen Zweckes dieser Steinsetzungen: Wille glaubte zu erkennen, daß hier nur das feste, fast unzerstörbare Skelett einer Anlage erhalten ist, die ursprünglich viel mehr umfaßt hat. Besonders die ungewöhnlich langgestreckte Form der Anlage ergänzte die Ähnlichkeit mit dem Grundriß von Tempelanlagen, den Wille in diesen Steinsetzungen wiederfindet. Und seine überraschende Deutung ist diese: die unter dem Namen „Hünenbetten" bekannten Steinsetzungen sind die stehengebliebenen Sockelmauern von Tempelbauten, Kulthallen, oder wie man sie sonst nennen mag. Die „Gotteshäuser" sind einst errichtet worden, um bei den winterlichen Jahresfesten unserer Vorfahren, vor allem der Wintersonnenwende, Schutz und Obdach vor der Kälte des Winters zu bieten. So

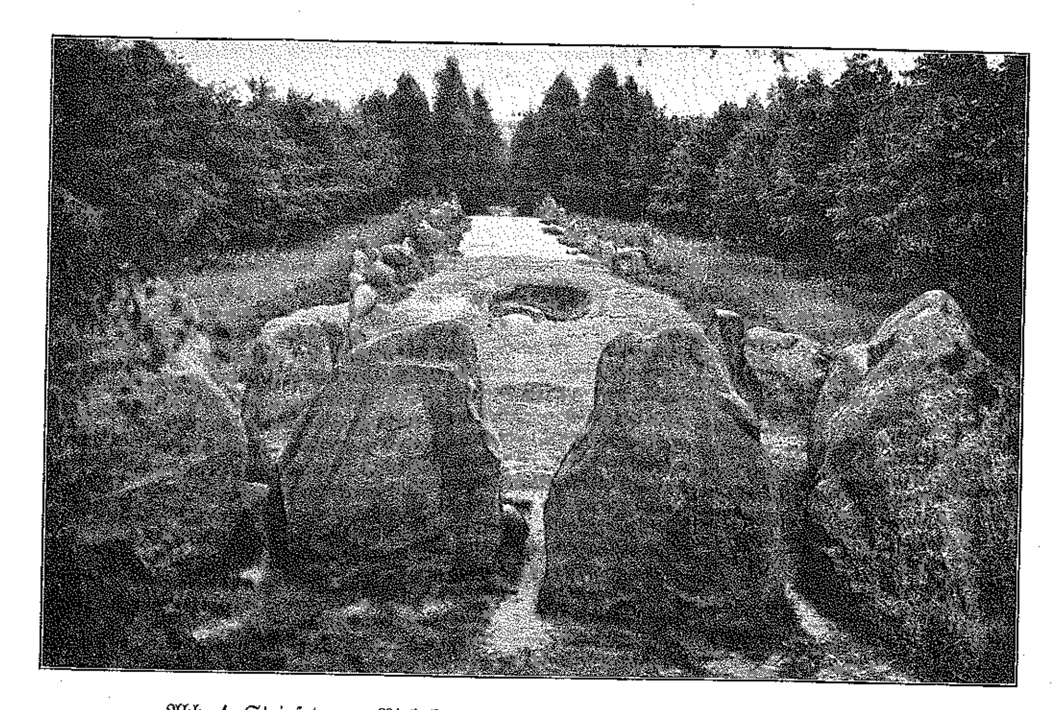


Abb. 4. Steinsetzung „Visbeker Braut", Ahlhorner-Heide. Innen $5^1/_2 \times 82$ m

läßt sich der Grundriß der späteren christlichen Kirche deutlich darin wiedererkennen: der obere Teil entspricht der Apsis, das Tiefgrab, zugleich als Altar verwendet, entspricht der Krypta und das Langhaus dem Langhaus in den späteren Kirchen. Die ungewöhnlichen Längen dieser Gotteshäuser erklören sich leicht daraus, daß sie nur in der Länge ausdehnungsfähig waren; die Breite des Raumes war ja zwangsläufig durch die Länge der als Dachsparren verwendeten Stämme bestimmt. Gestützt wird diese Deutung durch eine griechische Parallele, den Tempel der Stiere zu Delos, der fast genau die Anlage und die Längenverhältnisse der „Visbeker Braut" besitzt.

Diese aus architektonischer Schau gewonnene Deutung unserer „Hünenbetten" hat etwas ungemein Bestechendes. Wille bringt denn auch eine ganze Anzahl von Belegen, die zum Teil von fachmännischer Seite beigesteuert sind, aus denen sich vieles für seine Theorie anführen läßt. Schwerwiegende Gegengründe wird man kaum gelten lassen; selbst wenn man die Grabbeigaben der Tiefgräber für fast ausschließlich bronzezeitlich ansieht, so darf man daraus noch nicht folgern, daß zwischen der bronzezeitlichen Anlage und der späteren Verwendung eine Lücke klafft. Wir wissen ja, daß Grabanlagen von der Bronzezeit über die Eisenzeit bis in historische Zeiten hinein nicht nur fortlaufende Benutzung, sondern auch eine entsprechende Verehrung erfahren haben; auch hier liegt die Parallele mit christlichen Gotteshäusern auffallend nahe. Daß manche Grabanlagen des Mittelmeergebietes unmittelbar auf bronzezeitliche nordische Einflüsse zurückgehen, ist längst bekannt; so mag auch der Tempel der Stiere zu Delos ein unmittelbarer Ableger jener nordischen Gotteshäuser sein, die Wille erschlossen hat. Noch die Ausdrücke, die der Heliand für die verschiedenen Teile des Tempels von Jerusalem hat, lassen sich zwanglos auf entsprechende Vorstellungen zurückführen. Daß geschlossene Kulträume bei den Germanen vorhanden gewesen sind, können wir ja schon an der Praxis der Bekehrer erkennen, die zuweilen doch die heidnischen Gotteshäuser unmittelbar in christliche umwandelten. Dem steht auch nicht die

Angabe des Tacitus entgegen, daß die Germanen „die Himmlischen nicht in Räume eingeschlossen" hätten. Es handelt sich hier eben um etwas ganz anderes als den südländischen Tempel: es ist ein Raum für religiöse Feste, die wir nach Herman Wirth jetzt wohl restlos für religiös bedingte Jahresfeste ansehen dürfen. Gerade in diesen Festen aber offenbarte sich der sinnbildliche Gehalt des ältesten religiösen Erlebnisses überhaupt: der Gedanke, daß aus dem Tode das neue Leben hervorgehe; ein Gedanke, der ja ursprünglich dem Weihnachtsfeste, dem „Feste der wiedergeborenen Sonne" zugrundeliegt.

Zu den äußeren Gründen kommt daher ein innerer: wenn in diesen Hallen, deren mächtiges Dach auf den steinernen Sockelmauern der „Hünenbetten" ruhte, wirklich das Fest der Wintersonnenwende begangen wurde, so erhalten wir vielleicht eine Vorstellung davon, auf welche Weise dieses Fest ehemals begangen worden ist. Das Ahnengrab, die Krypta, die vielleicht zu einem gemauerten Altar hergerichtet war, barg die Gebeine der Ahnen vielleicht schon aus ferner Vorzeit; auf diesen Altar aber wurde das Kind gelegt, das „odil", das neue Leben der Sippe, als Sinnbild des im Jahres- und im Lebenslaufe sich stets erneuernden Lebens. Eine bestechende Vorstellung, daß wir hierin vielleicht unser ältestes Weihnachtsfest zu sehen haben! Aber auch hierfür fehlt es im Volksbrauch nicht an Anhaltspunkten: legen doch in der Bretagne noch heute die Mütter ihre Kinder auf die Dolmen, die anderswo „Kindlisteine", „Pierres d'Enfants" und ähnlich heißen. Ja in der Bretagne werden sie auch „Krippensteine" (Pierres de créchets) genannt, und man läßt die Jungfrau Maria mit dem Kinde selbst an dem Dolmen rasten!

Wir können uns nur ahnend in diese alten Zeiten zurückversetzen; der tiefe seelische Gehalt, den das Weihnachtsfest bei uns wie kein anderes Fest besitzt, läßt seine uralte

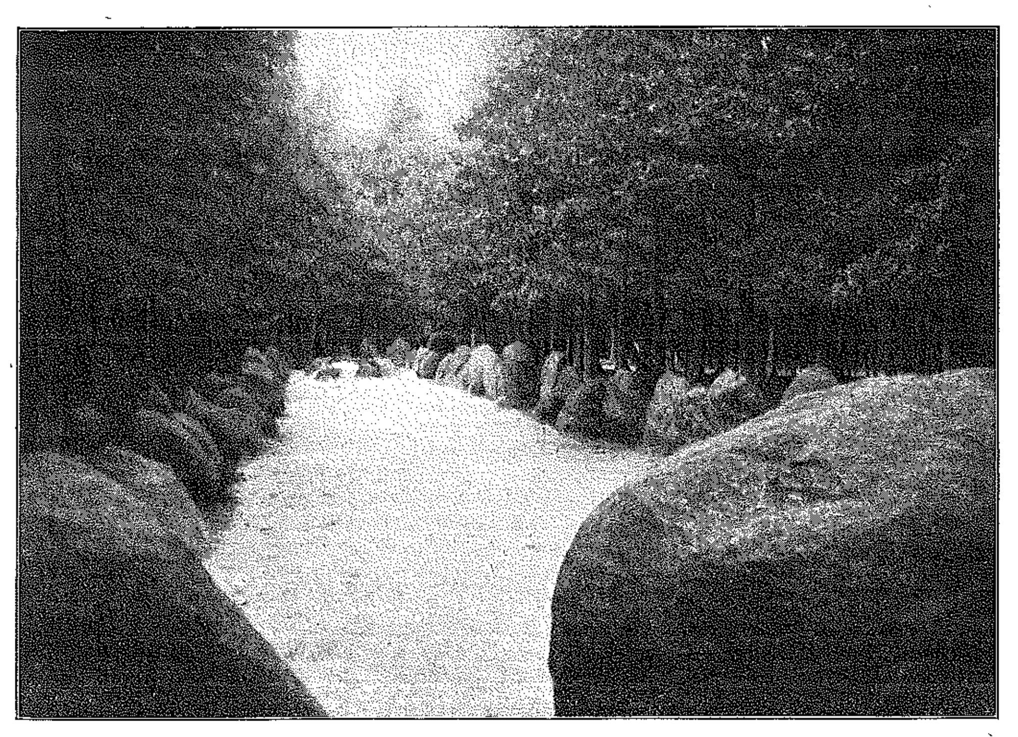


Abb. 5. Steinsetzung im „Kleckerwald", Lüneburger Heide. Nord-Südrichtung. Von der nördlichen Giebelwand gesehen. Rechts Wand, Mitte des Langhauses ist der 2,20 m breite Eingang durch hohe Steine betont. Der Raumgedanke tritt hier klar in Erscheinung

seelische Verbundenheit mit unserem höchsten Jahresfest erkennen. Aber nur aus der Gesamtschau wird sich überhaupt ein solches Bild vor unserem geistigen Auge entrollen; und im Rahmen dieser Gesamtschau verdient Willes Deutung der Hünenbetten die volle Aufmerksamkeit sowohl der vorgeschichtlichen Fachleute, wie auch jener Germanisten, die die uralten und unausrottbar in unserer fernen Vergangenheit liegenden Wurzeln unseres Volkstums erkannt haben. So halte ich diese Untersuchung über zu Gotteshäusern umgedeutete „Hünenbetten“, die mit Recht dem ganzen Buche den Namen gegeben hat, für einen wesentlichen Beitrag zur Vorgeschichte, den auch der Fachmann seiner Bedeutung gemäß unvoreingenommen prüfen wird.

Aber auch die anderen Abschnitte des Buches wird man mit größtem Nutzen in sich aufnehmen; es ist ja besonders reizvoll, die uns stofflich bereits bekannten Dinge in einer Darstellung zu lesen, die auf ein unmittelbares Erleben des Erarbeiteten zurückgeht. Hierzu rechne ich auch den letzten Abschnitt „Ende der Götter — Ende der Freiheit“, in dem mit richtigem Blick die religiöse Lage des Germanen um die Zeit der gewaltsamen Sachsenbekehrung erfaßt wird — ein Vorgang, der vierhundert Jahre später in der Vernichtung der Stedinger noch einmal so etwas wie ein historisches Nachspiel erlebt.

Noch stehen die gewaltigen Findlingsblöcke der alten Gotteshäuser in der einsamen Oldenburger Heide. Ist einst in ihre Dächer der Feuerbrand geworfen, lohnte es sich nicht, in dem entvölkerten Lande sie in christliche Gotteshäuser umzuwandeln? Wir wissen es nicht; aber noch zeigt hier und da ein einsames Heidekirchlein den Grundriß und die in Stein übertragene Bauart jener alten, heiligen Gotteshallen. Hat hier der Blick des „Laien“ etwas Wesenhaftes richtig erkannt — und ich zweifle nicht daran — so ist das kein Vorwurf für die Wissenschaft; es ist nur ein neuer Beweis für die innige Verbundenheit von Wissenschaft und Leben.

J. O. P.

Rufer im Streit

Der Entdecker des Friesentums

Zum 60. Todestage Knut J. Clements.

Von Dr. Otto Huth

Am 9. Oktober d. J. jährte sich zum 60. Male der Todestag Knut Jungbohn Clements, eines der bedeutendsten Germanisten, der eben wegen seiner Bedeutung — so muß man ja leider sagen — so gut wie unbekannt ist. Zu Lebzeiten wurde er totgeschwiegen und ausgeschrieben. Zwar mögen seine philologischen Arbeiten dem Fachwissenschaftler bekannt sein, aber Clements Werk ist in seiner vollen Bedeutung bis heute niemals gewürdigt worden. Wie die Kunde von der germanischen Kultur systematisch ausgelöscht wurde, so wurde auch Clement, einer der ersten Künder altgermanischer Kulturhöhe, bisher um den leuchtenden Ruhm gebracht, der ihm gebührt.

Clements Werk ist dazu angetan (worauf übrigens schon Ludwig Wilser bei Lebzeiten hinwies, Schriftl.) eine empfindliche Lücke in der bisherigen Germanenforschung einigermaßen zu schließen: nämlich die Erforschung der friesischen Stammeskultur und Stammesgeschichte. Das gesamte Werk Clements kreist um eine Zentralsonne, das Friesentum. Selbst gebürtiger Friese, begabt mit dem klar- und weitblickenden, untrüglichen Auge des Seefahrers, gilt seine ganze Liebe und ganze Mühewaltung der Erforschung der „Nordgermanischen Welt“ d. h. des urgermanischen Nordseekulturkreises. Die Werke Clements sind im wesentlichen Bruchstücke einer Geschichte des friesischen Volkes, Fragmente jener erschütternden Tragödie, die die Geschichte dieses edlen Germanenstammes bedeutet. Immer wieder klingt in seinen Büchern die untröstliche Klage auf über die Zerstörung der arteignen friesischen Kultur, den abwendbaren Untergang dieser Urrasse. Clement ist der sterbliche Zwillingsbruder des noch nicht erschienenen Dichters, in dessen Sängen das Schicksal dieses Volkes — die unerhörteste Tragödie, die wir kennen — Klang werden wird. —

Die große Zusammenfassung seiner Studien ist Clement versagt geblieben; lediglich den genialen Plan dazu hat er in dem Erklärenden Vorwort „Zur Geschichte der Nordgermanischen Welt“, mit dem er sich „an die germanischgesinnte Jugend“ wendet, vorgelegt. Es erschien ein Jahr nach seinem Buch „Die Nordgermanische Welt oder unsere geschichtlichen Anfänge“ (1840), das ihm selbst nicht genügte und in der Tat nur einen Teil seiner Forschungen birgt. Wichtigstes enthalten noch seine „Lebens- und Leidensgeschichten der Friesen“ (1845)), ferner sein Buch über „Schleswig, das urheimische Land des nicht dänischen Volkes der Angeln und Friesen und Englands Mutterland, wie es war und ward“ (1862) und endlich sein Erstlingswerk über den „Ursprung der Theudisken“ (1836).

Es wäre völlig verfehlt in Clements Vorliebe für das Friesentum nur einen wunderlichen Stammesdünkel zu sehen. Clement vielmehr war ein tiefernster Forscher, erfüllt von edler Leidenschaft, echtem Eros, dem allein wirkliche Erkenntnisse zufallen. Gewiß ist er einseitig, doch in seiner Einseitigkeit liegt seine Genialität. In der Zeit der Indienschwärmerei unserer Indo-Germanisten wendet er sich vom Sanskritstudium ab, da es Notwendigeres zu tun gäbe. Nordeuropa gilt es zu erforschen, den unbekanntesten Erdteil.

Clement sagt, daß, wer die Geschichte eines Landes schreiben wolle, dieses Land bereist haben müsse. Nur so sei es möglich, durch das Bild des Gegenwärtigen das Urälteste wiedergeboren zu erhalten, für die überschätzten schriftlichen Quellen, insbesondere die von Mönchen verfaßte mittelalterliche Literatur den richtigen Maßstab zu gewinnen. Und so hat er selbst alle Länder um die Nordsee bereist und wichtigste Beobachtungen aufgezeichnet. (Vor allem in seinen Reisebüchern: „Reisen in Irland“ 1845 und „Reisen durch Friesland, Holland, Deutschland“ 1847.) Allein schon seine bisher nie ausgewerteten rassenkundlichen Bemerkungen, die seine große Begabung, Rasseneigentümlichkeiten zu erfassen, ausweisen, machen seine Werke heute zu Fundgruben. Neben vielen wertvollen Einzeluntersuchungen scheinen mir Clements Werke folgende 4 Haupterkenntnisse darzubieten:

1. Die Germanen sind keine Barbaren, sondern ein edles Kulturvolk. (Dies ist heute endlich selbstverständlich, Anfang des vorigen Jahrhunderts aber war es eine Ketzerei, die damals niemand so klar vertreten hat wie Clement.)

2. Die Germanen sind eine reine Urrasse und in Europa alteingesessen (d. h. nicht aus dem Orient eingewandert, wie es die damalige Modetheorie wollte. Auch dies heute eine Selbstverständlichkeit, damals eine kühne Entdeckung).

3. Die Heimat der Germanen ist das versunkene „Doggerland“ (so wird es heute genannt, damals wußte die Geologie noch nichts von einem versunkenen Lande zwischen Dänemark und England). Die Germanen sind seit ältesten Zeiten Seefahrer.

4. Die Friesen sind der Kernstamm der Germanen. Die friesische Sprache ist eine Ursprache.

Zu Punkt 3 wäre zu bemerken: Zwar wird die Annahme des hohen Alters der germanischen Seefahrt heute kaum noch bestritten, aber die hochwichtige Frage nach der Bedeutung des Doggerlandes für die Geschichte der nordischen Rasse ist von den wenigsten ins Auge gefaßt worden. Dies muß um so mehr in Erstaunen setzen, als auch der Engländer Latham, wie uns durch de Lapouge mitgeteilt wird — Latham selbst äußerte seine Meinung nur mündlich im Freundeskreis —, das Doggerland für bedeutsam in der indogermanischen Geschichte hält. Nach ihm ist es zwar nicht wie bei Clement die Heimat des Germanentums, sondern der Ort der Herausbildung der rassischen Eigenart der Norden, während er die urindogermanische Kultur in Mitteleuropa entstanden denkt. Jedenfalls aber hat lange vor Latham Clement sowohl die europäische Heimat angenommen wie die Bedeutung des Doggerlandes für die nordische Geschichte

„Unerschöpflich fließt der Born der Germanenkunde in den deutschen Denkmälern.“
Kossinna.

erkannt und nur aus Unkenntnis des Clementschen Werks ist es zu verstehen, wenn de Lapouge vorschlägt, das heute sogenannte Doggerland, daß damals noch keinen Namen hatte, „Latham-Ebene“ zu nennen. Heute endlich spielt das Doggerland als Zentrum des germanischen Nordseekulturkreises in den Forschungen Herman Wirths eine große Rolle. Schon deshalb ist es notwendig, daß die Ausführungen Clements endlich beachtet werden.

Zu Punkt 4: Eng zusammen mit der Auffassung des Doggerlandes als Germanenheimat hängt die weitere Ansicht Clements, der zufolge die Friesen der Kernstamm des Germanentums sind. Sie sind eben der Stamm, der diesem alten Kulturzentrum am nächsten sitzt. Vielleicht wird die weitere Forschung Clements Überzeugung bestätigen, daß *die friesische Volksgeschichte und Volksüberlieferung den Schlüssel zur germanischen und indogermanischen Kultur bietet.* Jetzt endlich beginnt man ja zu begreifen, daß das von den Humanisten mit Theologenüberheblichkeit „*die* Antike“ genannte griechische und römische Altertum vom Norden her, und zwar — wie Clement zuerst richtig erkannte — von dem urgermanischen Nordseekulturkreis aus angesehen werden muß; denn hier liegen seine Wurzeln. So erscheint heute allererst die Zeit reif auch für Clements Werk. Wir geben anschließend bezeichnende Stellen aus seinen Werken wieder:

„Darum nenne keiner, der sich für einen Sprößling von dem edlen Stamm der Nordgermanen hält, seine Vorfahren mehr Barbaren, darum weil er es in römischen und griechischen Büchern liest, am wenigsten ein Protestant in protestantischen Ländern, am allerwenigsten aber der, der sich der Bildung auf Hochschulen rühmt. . . Wir müssen nur frei bekennen: Die geistlichen Schriftsteller des Mittelalters haben mit ihrem Mönchsgeist uns irregeführt und unsre Geschichte verfälscht, wir müssen einen andern Glauben annehmen, um für unsre Vorfahren den Platz wieder zu erobern, der ihnen in den Annalen der Welt gebührt. . . . Die Leute mit dem rauhen Bärenfell sind feiner gewesen als viele Gelehrte ohne . . .“

„Wir beklagen, daß unsere Urgeschichte so dunkel ist wie Mitternacht, aber wir beklagen auch zugleich, daß es bisher noch dunkler gewesen ist in den Köpfen der Geschichtsschreiber unserer Geschichte. . . . Die Schönheit des nordgermanischen Geistes, der in unsern Vorvätern viel schöner war, als in ihren vielfach vermischten Kindern, ist schon bewiesen durch die schöne nordgermanische Körperform. . .“

„Germaniens Wurzeln liegen am stürmischen Meer, Germaniens Größe kam vom Meer. Von diesem Meer trieb das Sehnen der Ebene ohne Ziel die Völker hinweg gen Mittag, und die Freiheit, die in den Söhnen des Meers wohnt, und das Grauen der Fluten, wann hoch und weiß die Brandung steht, und der Allmächtige in schweren Sturmesnächten durch schreckliche Wassern Inseln und Küsten zerreißt. Da mußten die Kimbern, die viermal große Römerheere vernichteten, aus ihren alten Sitzen wandern, aus dem Land hinaus, das jetzt die wilde See bedeckt. Denn von Tessel hinüber durch Doggersand bis weit über das jütsche Riff hinaus, nun eitel Brandung im Sturm, wo die Wogen über Kleigrund rollen, ist einst ein schönes Festland gewesen, und wo in alter Zeit herrliche Eilande lagen und Dörfer in großer Zahl, da ruhen nun die Robben nach Stürmen aus. Zeuge ist der Seemann, wann er sein Lot wirft, Zeugen die Sturmfluten, deren Zerstörung immer wie nach einer Regel der Natur, wiederkehrt, und in der Geschichte stehen sie verzeichnet bei Tacitus, Gregorius von Tours, Helmold, Lambert und Outhof, Zeuge endlich der traurige Landverlust nach und nach an den Westgestaden der Inseln im friesischen Meer, und die ungeheuer langen Eichstämme, welche man bei großen Ebben im Schlamm der nordfriesischen Watten gefunden hat. Noch in ihrem Moder mahnen sie an Frieslands einstige Größe. Von hier wo sie gestanden, ist die See weit entfernt gewesen, denn die salzige Seeluft duldet solche Höhe nicht. Die Allgewalt des Meeres aber ist ewig Eine. Wenn tausend Jahre vergangen sind, oder kaum soviel, seid ihr nicht mehr, Inseln meiner Heimat! Das Jahr 1825 mit seiner fürchterlichen Nacht hat dieses Fatum über Friesland verkündet. . .“

„Die meisten unserer Gelehrten haben nur wenig Begriff davon, wie um Christi Geburt und wie um die Zeit der germanischen Völkerwanderung die Nordsee wohl ausgesehen haben mag. Ich spreche es hier zuerst aus, und bin völlig davon überzeugt, daß einst das ganze Brittenland keine Insel, sondern mit der Kimbernschen Halbinsel verbunden gewesen ist. Denn die Doggersbank, welche unter England am breitesten ist, erstreckt sich von England zu den gefährlichen Hornriffs. Die Tiefen, welche innerhalb der weiten Strecke zwischen Tessel, Doggerssand und den nordfriesischen Brandungen liegen, haben teils die Flüsse, die von Süden kommen, deren uraltes Bett die See bedeckt, teils die reißenden Flutströme des Kanals und des Trichters gerissen. . . . Ein großer Teil der Nordsee ist in uralter Zeit Festland gewesen, aus diesem wurden Inseln, welche im Lauf der Jahrhunderte in Sandbänke und in Brandungen sich verwandelt haben. . . Aus diesen weiten Landstrecken, welche die salze Flut verschlungen hat, ging die Wanderung der westlichen Germanen.“ —

„Wir nannten uns selbst ‚die freien, edlen Friesen‘ . . . Unser Grundsatz: Rüm Hart,

klar Kimmang (Herz weit, Auge hell). Unser Wahlspruch: Lewer duad üs Slaw . . . Die Friesen kannten keine lebenslänglichen Gewalten, sie wählten ihre Fürsten oder Anführer, einige im Kriege, einige im Frieden, doch nur auf kurze Zeit, sie wählten ihre Richter und Ratleute und alle, welche sonst im Dienst des Volkes standen bis zum Bauernvogt herab, auch auf kurze Zeit . . . Keine Republik irgend je in der Welt ist so kernig, so einfach, so dauerhaft gewesen, wie die friesischen . . .“

„Die Zerstörung kam von außen... Fürsten und Klerisei mußten Hand in Hand sein, um die Friesen zu unterjochen . . . Während See und Sturm, die ewigen Gefährten des friesischen Elends, von vorne drohten, lauerten Fürsten, Adel und Klerisei der Geest im Rücken und bauten sich Burgen am Rande der Marsch entlang . . . Die Geschichte der Friesen ist vorzugsweise das große Trauerspiel in dem Leben der deutschen Völker, denn sie ist der gleichzeitige Doppelkampf mit der See . . . und mit der Übermacht und Habsucht fremder Fürsten, mit der See um den heimatlichen Boden, die Bedingung des Lebens, mit fremder Fürsten Macht um die heimatliche Freiheit, die Bedingung des Volkstums und des Menschentums . . . Das Volk der Friesen: „Deutschlands Ehrenvolk“.

„Die friesische Sprache ist keine Mundart der niederdeutschen, sondern von jeher eine selbständige, eine Ursprache gewesen . . . Wer weiß wie viel von unsrer Sprache mit den Tausenden und Hunderttausenden in den Jahrhunderten und Jahrtausenden in die Wassergräber gegangen ist . . . O wenn ich dir sagen könnte, wie viel du gelitten, Volk der Friesen! Aber du begreifst mich nicht und deine Feinde wollen es nicht . . . Zitternd kommt mir auf die Lippen das Wort: Sie haben unser Leben ausgelöscht! Der Entwicklungsgang unserer selbsteigenen großartigen Geschichte ward ganz gehemmt. Und wer kann jetzt noch lesen das große wüste Blatt. Was schön daran gewesen, ist alles tot und matt.“

„Wer weiß, wie uralt der Ursprung der Seefahrt unserer Völker ist . . . Das Seeschiff ein nordgermanisches Eigentum, die allergrößte und allerfolgenreichste urgermanische Erfindung.“

„Die Idee Allvaters: eine echt germanische; Wotan: eher ein Held als ein Gott . . . Die Tempel der Heiden Englands waren . . . wirkliche Gebäude in heiliger Ringform, darum hatten die alten christlichen Kirchhöfe dieselbe Gestalt. Es pfropfen sich die Kirchen auf die Tempel. St. Pauls zu London steht auf dem Grunde eines germanischen Tempels aus der ersten Zeit Englands . . . An den Totenhügeln und Grabstätten der Heidenzeit versammelten sich die friesischen Gemeinden zu Ding und Recht, zu Rat und Gericht, jedermann bewaffnet, im Kreise gestellt, so sprachen, so berieten sie, so sprachen die Richter, die klugen Männer, Recht.“ —

„Die Form des griechischen Angesichts ist dem germanischen am nächsten, und hiervon schließe ich mit gesundem kritischen Gefühl auf eine gegenseitige Verwandtschaft dieser beiden Völker. Es ist ein germanisches Element in der altgriechischen Sprache, und hiervon schließe ich auf eine germanische Einwanderung in das Griechenland . . . Dieses germanische Element der römischen Sprache läßt sicherlich auf urgermanische Einwanderungen in Italien schließen. Auch sind die Volksnamen jener uritalischen Völkerschaften Volsci, Tusci, Hetrusci usw. nicht latinisch, sondern germanisch . . . Urvölkerwanderungen von nordgermanischen Seeländern gen Süden und gen Westen, lange vor dem großen Kimbernzuge, kann kein Geschichtsmann aus triftigen Gründen leugnen . . . Wenn es wirklich begründet ist, daß die Kaziken Mexikos und die alten Beherrscher Perus ein ursprünglich weißhäutiges, blauäugiges und blondhaariges Geschlecht waren, so ist vielleicht der Ursprung einer so auffälligen Erscheinung viel weiter zurück zu suchen, als zu den Zeiten, in welchen Norweger nach Winland kamen und in Grönland sich niederließen.“

„Den Weg nach Westen und Nordwesten nehme jeder, der Germanien lieb gewinnt, denn dort geht dir, junger Mann vom Festland, ein neues großartiges germanisches Leben auf. Es ist an der Zeit, die nordgermanische Welt zu ergründen, unsere Völker fühlen den Trieb ihrer Bestimmung wieder, und es ist in keinem andern Heil, wir müssen in uns selbst zurück, in der nahen Zukunft liegt unsere Wiedergeburt. Ehe die Hagelschauer losbricht, tröpfelt es, und keine Umwälzung ohne Vorboten. Wehe dem, der die Zeichen der Zeit nicht verstehen will. Wir sind im Werden, wir brauchen Saft zum Wachsen, aber nur aus der Brust deiner eigenen Mutter fleußt deine Kraft, Germaniens Bewohner, und nur an ihrem Herzen segnet der Himmel dich.“

„Wir erfahren an Hand der erschlossenen steinzeitlichen Schrift- und Kultsymboldenkmäler des atlantischen Abendlandes, daß der Gang der Kulturentwicklung vom Norden und Westen nach dem Osten gewesen ist und daß nur unser mangelhaftes Wissen um jene älteren Urkunden die Ursache der bisherigen gegensätzlichen Annahme war.“

Herman Wirth



Vom Ringkreuz

Von Hans A. Luckwald

Auf leuchtenden Bannern weht heute über Deutschland das uralte Heilszeichen der Voreltern und ist seinen Trägern der Ausdruck ihres Glaubens an das Ewige — Deutsche. Funde zeigen das Hakenkreuz schon in der Frühzeit auf deutschem Volksboden. Noch älter und zahlreicher scheint aber bei uns seine Nord-Art, das Ring- oder Radkreuz, der viergeteilte Ring, zu sein.

Unser Zeichen kommt an allen Küsten der Welt vor, sonderlich aber und wohl ursprünglich im Norden. Die folgenden Bilder wollen etwas von seinem Vorkommen auf deutschem Volksboden zeigen und zum Sammeln und Beachten auffordern. Denn zuviel ist uns schon durch Unachtsamkeit und feindlich-bewußte Zerstörung verlorengegangen! Die kommende deutsch-gläubige Zeit wird die Heiligtümer zu schützen wissen.

Bei der folgenden Zusammenstellung soll nicht behauptet werden, daß bei jedem Vorkommen auch derselbe Grundgedanke vorliegt. Das Gegenteil, Bedeutungswandel, ist bei der Verschiedenheit an Ort und Zeit, leicht möglich. Doch darüber wird hoffentlich bald bei reicherem Stoff mehr zu sagen sein. Eine Aufteilung ist dabei heute wohl schon möglich, und zwar der Art nach kommt das Ringkreuz vor:

1. in zeichnerischer Darstellung;
2. in körperhafter Darstellung (vollrund);
3. als Bauschmuck;
4. als Bauglied;

dem Wesen nach

1. als Glaubenszeichen;
2. als Glaubenszeichen schmuckmäßig neben anderen Zeichen oder gereiht;
3. lediglich als Schmuck.

Die Sinndeutung eines jeden Heilszeichens sollte mit großer Vorsicht versucht werden, da es sich um einen Wesensausdruck handelt. Für unser Ringkreuz spricht, wenigstens in einer gewissen Landschaft, das Brauchtum noch deutlich: die nordische Urbevölkerung an der baltischen Küste, von Riga bis Narwa verstreut und auf den Inseln Ösel, Worms, Dagö, Mohn, Runö und Odinsholm hat manches in Sitte, Sprache und Glauben, in ihrer Rasse reiner als irgendein germanischer Volksteil bewahrt. Ihre Bewohner werden heute Inselschweden genannt, da sie im Mittelalter Zuzug von Schweden her hatten. Unter ihnen wieder hervorragend in ihrer Eigenart sind die Menschen der kleinen Insel Runö im Rigaer Meerbusen. So bestand bis jetzt dort noch die alte Art der germanischen Gemeinwirtschaft. Der Boden und auch der Wald waren heilig und nicht für Geld oder sonst veräußerbar. Dort lebt auch unser Ringkreuz im Brauchtum: Zum Mitwinter, zum Julfest war es das Amt des Hausvaters, am Abend vor der heiligen Nacht mit einem Kreidestein das Zeichen über alle Fenster und Türen des Hauses zu machen, war es das Amt der Hausmutter, es ebenso auf dem Festbrot, dem Julgalt — Juleber, anzubringen. Am Julmorgen wurde dieser Julgalt unter der Tischgemeinschaft verteilt und verzehrt, bis auf das Stück mit dem Zeichen. Dieser Rest wurde bis zum Tag des ersten Pflügens verwahrt. Dann teilt der Pflügende ihn mit seinem Tiere. Ja, bei der Frühjahrsbestellung ist das Tier ebenso wichtig wie der Mensch! — Für den Hausvater und die Hausmutter war dies ein heilig frohes Tun, in dieser Nacht des neugeborenen Lichtes, des aufsteigenden Lebens. Ursprünglich wurde jedes Brot mit diesem Zeichen versehen, da ja jedes Brot dem Leben dient.

So ist in der Sammlung zu Dorpat ein Knochenstempel, mit dessen viergeteiltem Ende das Zeichen eingedrückt wurde. Auf Runö wird das Ringkreuz auch heute noch von dem Hochzeitsbitter auf dem Feiertagshut getragen, wenn er ausgeht, um zu neuem Leben einzuladen. Die Hochzeitsrose wird aus bunten Bändern und Papier geklebt und an der Stelle, wo sie hinter das Hutband gesteckt wird, gerade abgeschnitten (Abb. 1). Und wie bei seinem Eintritt in das Leben, so grüßt das Ringkreuz den Runöer auch bei seinem Ausgang. Es steht in zwei Sonnen an der Tür zu jenem Ort, wo die Toten geborgen werden (Abb. 2).

Ob diese Bräuche nicht einen kleinen Teil der schwedischen Felsbilderfrage beantworten können? — Die Weltanschauung, deren Ausdruck sie sind, heißt in den Worten eines alten Fischers: „Wenn ich an die schwedische Küste komme oder nach Finnland und einmal Fragen stelle, so ist einiges ähnlich wie bei uns, die meisten Dinge und Erklärungen sind jedoch ganz anders, aber so glücklich wie wir auf unserer Insel sind, ist sonst niemand. Als Neugeborene bringt uns das heilige Schiff unsern Eltern von der hohen See. Wir haben dann unser Leben: Arbeit und Freude. Beide gehören zusammen wie Sommer und Winter, wie Tag und Nacht, wie Leben und Tod. Wenn wir am späten Abend zum Fischfang hinausfahren, so sehen wir, wie gut die Nacht ist. So ist es mit dem Winter, so wird es mit dem Tode sein. Der Sinn unseres Lebens ist unser Runö, im Tode gehen wir dann ein in das Wesen, aus dem wir kamen.[1]

In den steinzeitlichen Gräbern kommt das Ringkreuz schon häufig auf Schmuckstücken vor, bei zwei norddeutschen Gräbern aber auch auf dem Deckstein und einem Stein der Umfassung. Bei Bunsoh, in der Nähe von Heide in Holstein, wurde eine bronzezeitliche Baumsargbestattung freigelegt und unter dieser ein unberührtes, steinzeitliches Grab mit drei Decksteinen. Zwei dieser Steine sind ohne jedes Zeichen, der dritte aber, ein Schalenstein, trägt u. a. ein kleines Ringkreuz (Abb. 3). Bei dem Dorfe Klein-Meinsdorf, in der Nähe von Plön, wurde ein Stein mit einem größeren Ringkreuz geborgen.[2] Dieser Stein hatte hier bei einem Grabe der älteren Bronzezeit Verwendung als Umfassungsstein gefunden und ist zu dieser Zeit schon durch Abschlagen an der unteren Seite stark beschädigt worden. Seine Bedeutung hatte er damals schon verloren. Neben den Ringkreuzen werden die bekannten Hand- und Fußabdrücke sichtbar (Abb. 4).

In jungsteinzeitlichen Gräbern Mitteldeutschlands kommt das Ringkreuz auf Muscheln vor (Abb. 5). Vor kurzer Zeit wurden zwei dieser Muscheln aus einem Kindergrabe geborgen.[3]

Sialdan bautarsteinar standa brantu naer nema reisi niðr að nið. „Es steht kein Stein an der Straße Rand, den die Sippe nicht setzt" (aus dem Hávamál).

An allen nordischen Küsten stehen steinerne Ringkreuze, zahlreich auch auf deutschem Voksboden. Halb versunken ist das Ringkreuz von Varmissen unweit Göttingens an einer Wegkreuzung. Hier am Berghang ging die alte Straße vorbei, die nachweisbar schon vor dem Jahre Tausend dort vorbeiführte. Das Mal befindet sich unter Bäumen an einem schönen Platz, und da es eines der wenigen ungestörten Ringkreuze ist, so wird es unter Denkmalsschutz gestellt werden (Abb. 6). Ein Gegenstück hierzu, in der gleichen Steinmetzarbeit, stand an der alten Straße nach Kassel, am

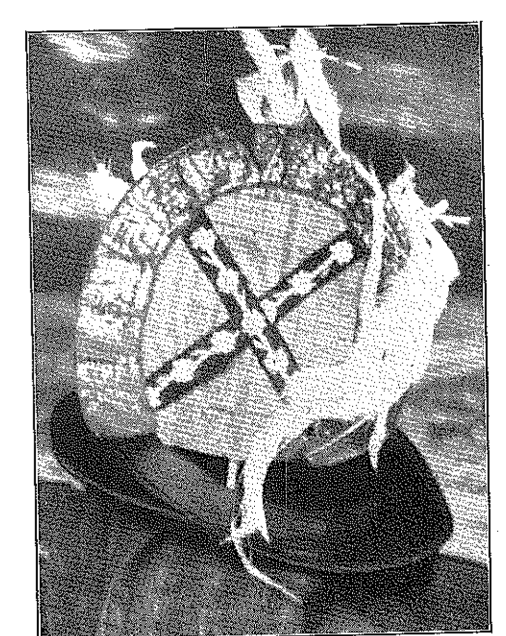


Abb. 1. Ringkreuz auf dem Hut des Hochzeitsbitters von Runö.

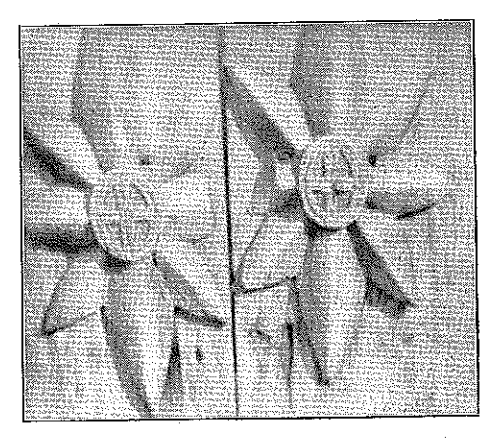


Abb. 2. Ringkreuz an der Tür zum Friedhof auf Runö.

---

1) Der Mensch der deutschen Küste spricht dasselbe aus: Gorch Fock in seinen Tagebüchern.

2) Grabung Prof. Rottmann-Kiel, dem ich diesen Hinweis verdanke.

3) Grabung Prof. Schulz-Halle.

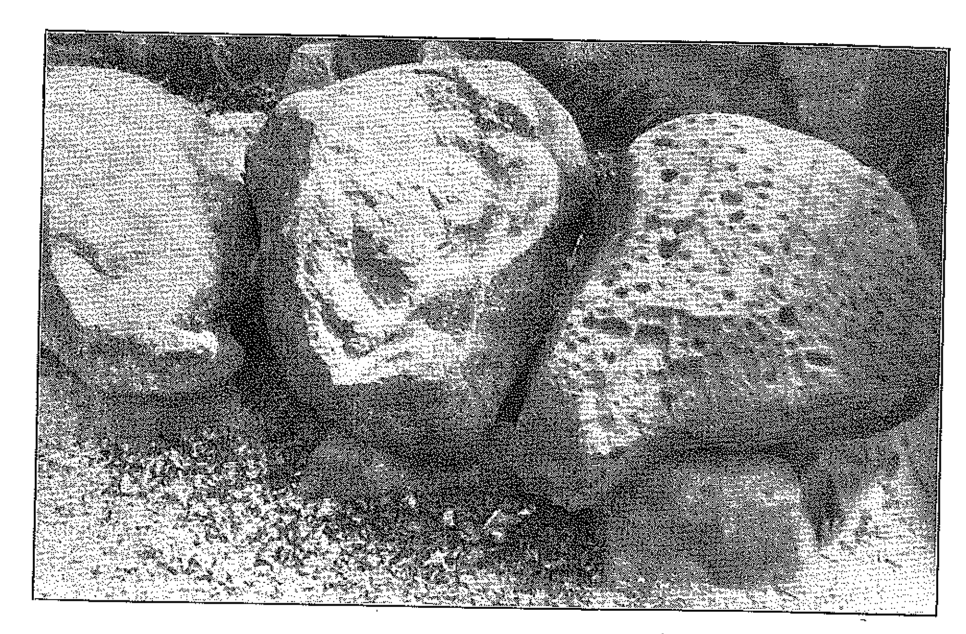


Abb. 3. Grab von Bunsoh (auf dem rechten Deckstein im Schnittpunkt d. Pfeillinien kleines Ringkreuz).

Gimterwege bei Hilwartshausen. Von dort kam es 1885 in den Vogelsangschen Forst und ist jetzt oberhalb von Hannoversch-Münden aufgestellt (Abb. 7). Bisher wollten die Geschichtsschreiber dieser Gegend in beiden Steinen Mainzer Besitzzeichen sehen, Mainzer Räder. Die Frage, warum Mainz ein Rad als Hoheitszeichen führt, ist noch nicht klar beantwortet. Sicher aber ist, daß das Mainzer Rad nie so gestaltet, nicht vierspeichig war. Zudem finden sich auch Gegenstücke im Baltikum, bei Kockenhusen, fast 100 Kilometer flußaufwärts von Riga und auf der Insel Worm; sie sind von der gleichen einfachen Art.

Ein wenig abgewandelt sind die Ringkreuze bei Haggars, Kreis Harrien, an der baltischen Küste (Abb. 8). Dort leben sie in zahlreichen Weiterbildungen durch die Jahrhunderte. Mit der Jahreszahl 1598 ist der Stein Großjohannis bei Fellin versehen (Abb. 9). Mit diesem ist wieder der Stein aus Treffurt im Werratal (Abb. 10) zu vergleichen. Er

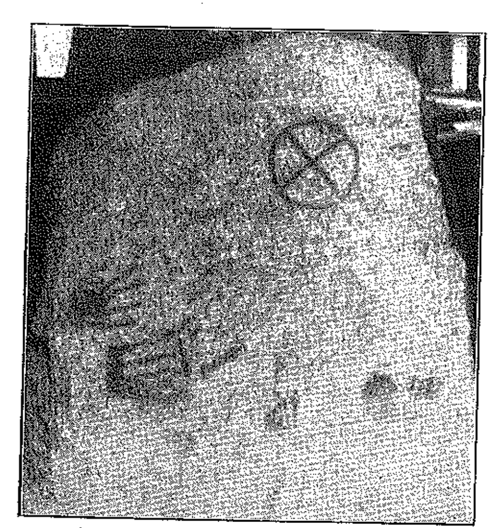


Abb. 4. Stein von Klein-Meinsdorf bei Plön.

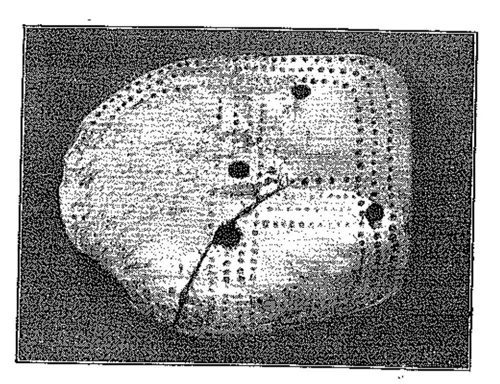


Abb. 5. Ringkreuz auf einer Muschel aus der Sammlung in Halle a. d. S.

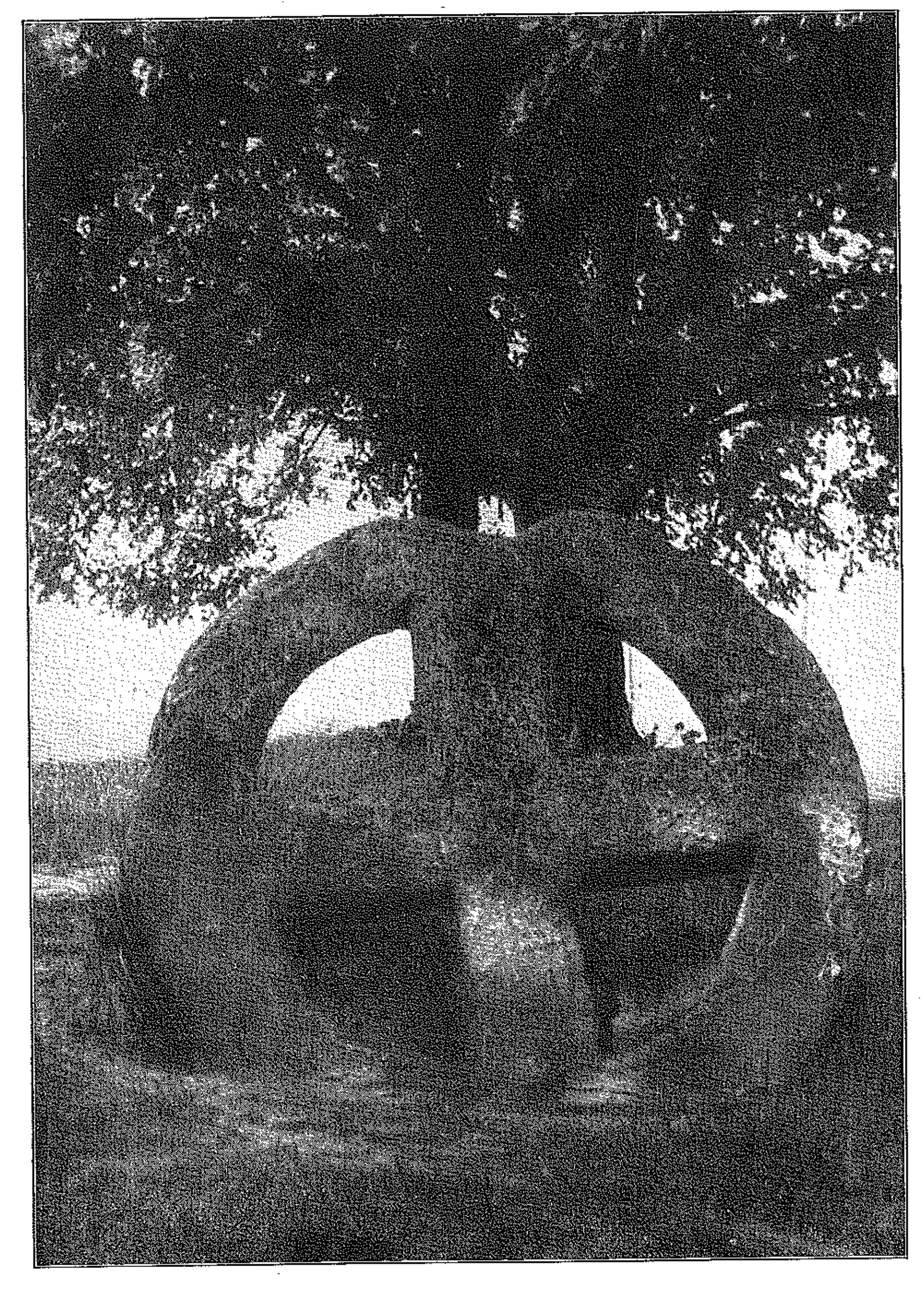
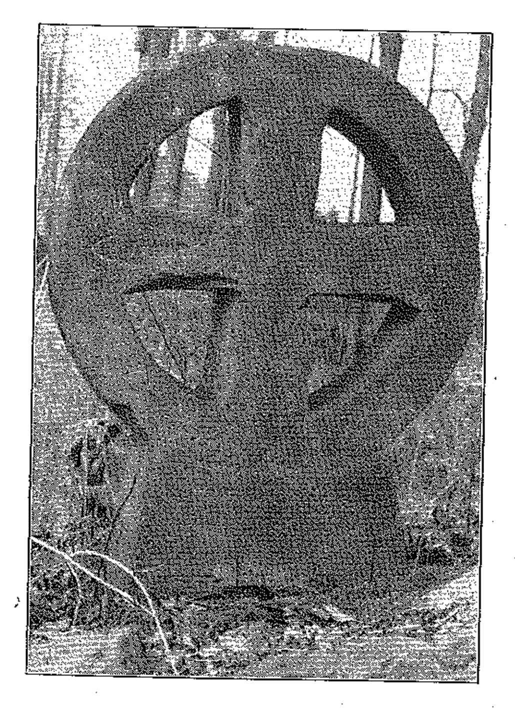


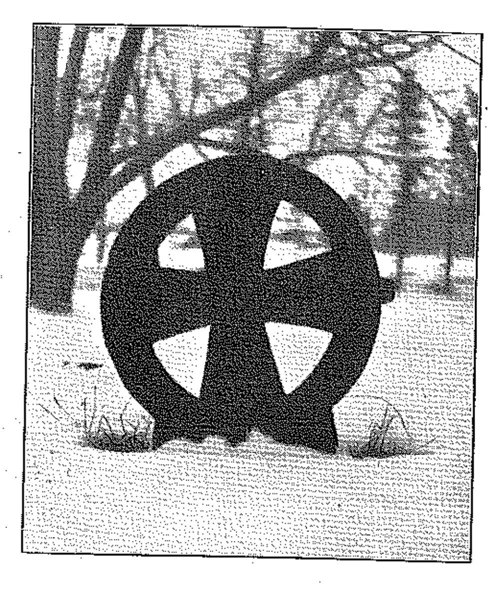
Abb. 6. Ringkreuz von Barmissen bei Göttingen.

stand ursprünglich am Siegrain und ist erst seit etwa 1911 an seinem jetzigen Platze. Der Volksmund nennt ihn das Spinnrad. Die Gestalt veranlaßt die Menschen zu dem Ausspruch: „Ja, dort liegt ein Wagner begraben", oder „Dort ist einer gerädert".

Am Ratzeburger See steht ein Mal (Abb. 11), von dem Oberst von Notz



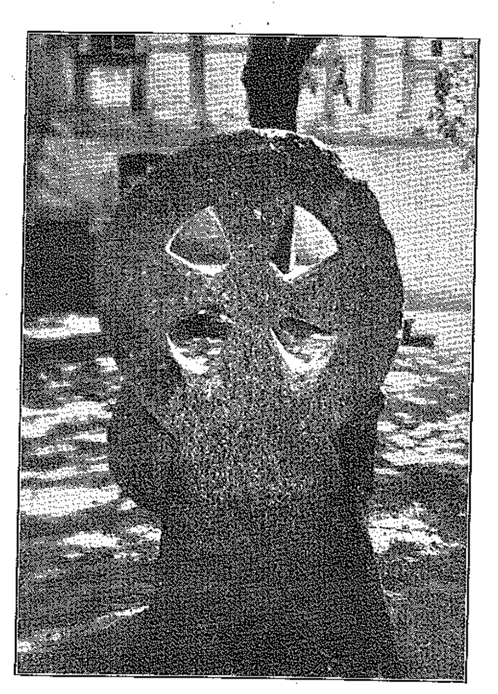
7



8



9



10

Abb. 7. Ringkreuz von Hannoversch-Münden.
Abb. 8. Ringkreuz beim Kirchspiel Haggars (Baltikum).
Abb. 9. Stein von Groß-Johannis bei Fellin.
Abb. 10. Stein von Treffurt im Werratal.

nachgewiesen hat, daß es der Art und dem Stein nach von Gotland stammt, wo noch ein Gegenstück erhalten ist. Er nimmt als Zeit der Errichtung die der ersten Bekehrungsversuche durch die Christen an (?). Die oberflächlich eingeritzte Zeichnung stammt aus späterer Zeit. Ein zeitlich jüngeres, aber in der Art ähnliches Ringkreuz, steht in L ü b e c k in der Röckstraße (Abb. 12).

(Fortsetzung folgt.)

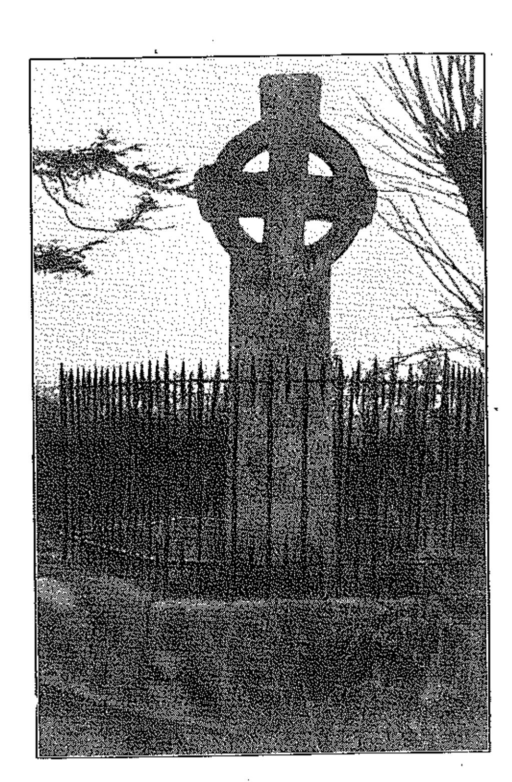


Abb. 11.
Mal am Ratzeburger See.



Abb. 12.
Sogenanntes „Kleeblatt" in Lübeck (Röckstraße).



Die Fundgrube

Runenmarken auf Rügen

Um Runen, nicht zum Dornröschenschlaf in Fachwerk und Spiel verdammt, sondern lebendig in jahrtausendalter Folge im Lande der Hünengräber und Opfersteine handelt es sich!

Auf M ö n c h g u t, der südöstlichen Halbinsel Rügens, wo sich alte Tracht und Sitte am treuesten bewahrten, wo der vielsagende Name bannen sollte, was Gewalt nicht auszurotten vermochte, wo Gustav Adolf zum ersten Male deutsche Erde betrat und auf der Insel Hiddensee im Westen, die im Jahre 1296 mit einem Zisterzienserkloster ausgezeichnet wurde (!), werden heute noch Runenzeichen als Haus- und Hofmarken gebraucht. Mit ihnen werden Haus und Habe gezeichnet: Fisch- und Fanggerät, Feldbrauch und Vieh. Die altehrwürdigen Zeichen, die vom Türbalken des Hauses grüßen und die die alten Erbteller des Hofgeschlechtes

schmücken, sind oft älter als die Wappen berühmter adeliger Sippen. Sie vererben sich vom Vater auf den ältesten Sohn und bleiben Bestandteil des Besitzes; mit ihnen unterzeichnet der Bauer wichtige Verträge. Gründet der jüngere Sohn einen Hof, darf er die Familienrune nur mit einer Beimarke tragen, wodurch sich die vielgestaltigen Spielarten erklären. Die Gottrune Herman Wirths, das Zeichen des Wintersonnwendlichen, des Jahresspalters erscheint als Familienmarke ↑ und in vielen Abänderungen:

Welch' mächtiger Geschlechterbaum grünt in diesen Zeichen! Uns Heimatlosen mit der zerrissenen Sippengeschichte ein wuchtig Mahnmal für Bodentreue und Wurzelkraft.

„Ringt der Baum in Sturmesnöten,
Rinnt der Stamm aus offenen Kerben:
Tief im Boden — tausend Streben,
Eng geschlungen,
In die schwere deutsche Erde hart gedrungen —
Hält die Wurzel und saugt Leben."

Kolbenheyer (1921).

(Eine Karte mit den wichtigsten Rügenschen Hausmarken [68 sehr klare Zeichnungen] ist zu erstehen für 10 Pfennige bei Nikolaus Niemeier, Vidde-Hiddensee.)

Richard Geuß.



Pestmännchen

Das Pestmännchen von Langenöls. Ein seltsames Wahrzeichen befindet sich am Turme der katholischen Kirche in Langenöls, Kreis Lauban in Schlesien. Es ist allgemein als das „Pestmännchen" bekannt. In 1. Stockhöhe befindet sich ein aus Stein gehauener Mann, der eine Schaufel in der Hand trägt. An dieses Steinbild knüpft sich eine alte Sage. Als anno 1630 beim Wegzuge der Lichtensteinschen Dragoner die Pest im Dorfe einzog, soll der Totengräber einen nach dem anderen begraben haben. Zuletzt ist er selbst der schlimmen Seuche zu Opfer gefallen. Die Nachwelt hat beim Umbau des Kirchturmes sein Steinbild „zum ewigen Gedenken" an den Turm gesetzt. Leider sind in Dorfbränden die alten Urkunden, aus denen hervorgehen könnte, wer auf den seltsamen Gedanken der Anbringung des „Pestmännchens" gekommen ist, verloren gegangen, verbrannt oder in den Kriegsjahren vernichtet worden.

Plüschke, Lauban.

Der „Wod". Ein Westpreuße aus Landeck bei Schneidemühl, aus einer alteingesessenen Familie stammend, erzählte mir folgendes: Wenn auf ihrem Hofe ein Stück Jungvieh geboren war, so nahm die Großmutter die Eihaut, Haam genannt, mit einer Gabel (Heu- oder Mistgabel) und hängte sie in einen Apfelbaum des Gartens auf die Äste. Als der junge Mann sie fragte, was das bedeute, und warum sie das tue, entgegnete sie kurz: „Das ist der Wod" (spr Wôd). Krähen und Raben kamen dann und fraßen den „Haam" auf; in etwa einer Woche war er verschwunden. (Gewährsmann Herr Templin, Berlin C 59, Koppenplatz 6.)

Bei diesem merkwürdigen Volksbrauch scheint es sich um das Nachklingen eines uralten „Wodansopfers" zu handeln: Das Aufhängen am Baum war ja ein Opfer an Wodan, den hangatyr, den Gott der Gehenkten, wie noch im Havamal (138) der Odin am „windigen Baume" erscheint, „dem Odin geweiht, ich selber mir selbst". Besonders eigentümlich ist es, wenn hier das Wodansopfer selbst den Namen des Gottes annimmt; auch hier ist also der „Wod" sich selbst geweiht, am „windigen Baume hängend, ich selber mir selbst". Auch die Raben oder Krähen, die als „Geleitvögel" Wodans das Opfer zu sich nehmen, fügen sich in den mythologischen Rahmen, der hier, man kann sagen ausnahmsweise, in auffallender Vollständigkeit im Volksbrauche erscheint. — Wo gibt es noch ähnliche Bräuche unter ähnlichen Bezeichnungen?

Dr. J. O. Plaßmann.



Die Bücherwaage

Hans v. Wolzogen: **Aus germanischer Vorzeit.** Ein Sagenschatz für das deutsche Volk. Mit 160 Federzeichnungen von Franz Stassen. Leipzig: A. Anton & Co. (1929). 3 Bde. 8° Ganzlein. je 2.25 RM.

Bd. 1: Sagen der Edda. 220 S., 50 Federzeichnungen. — Bd. 2: Germanische Heldensagen 244 S., 48 Federzeichnungen. — Bd. 3: Urväterhort. 312 S., 62 Federzeichnungen.

Daß unsere Jugend, und zwar schon recht früh, den reichen Sagenschatz der nordisch-germanischen Welt nicht nur kennt, sondern daß er ihr zum inneren Besitz wird, ist notwendig und selbstverständlich. Glücklicherweise wieder selbstverständlich, nachdem Jahre hindurch von einer gewissen Presse genug unternommen wurde, diese Forderung als unzeitgemäß hinzustellen. Der 1. Band der vorliegenden Sammlung enthält eine Auswahl aus den Götter- und Heldensagen der Edda. Da dank der Tätigkeit der westfränkischen Mission in Deutschland kaum altes Gut übriggeblieben, sind wir auf diese Quelle angewiesen. Ob Kindern nicht manche fremdklingende Namensform Schwierigkeiten macht und ob man nicht versuchen könnte, sie gut einzudeutschen? Der 2. Band bringt Beowulf, Gudrun und der Nibelunge Not, der dritte Dietrich von Bern, die altnordische Ballade vom Bauern und dem Riesen, Wodans Roß, Parzival und Eberhard Königs Dichtung Hermoders Ritt. — Wenn hier zunächst von der Jugend gesprochen wurde, so deshalb, weil vielleicht sie am ehesten wiedergewonnen werden kann, wie man denn heute allenthalben sehen kann, daß die jugendliche Freude am Heldischen nur verschüttet, aber nicht tot war. Aber auch mancher Erwachsene, der bisher der Vergangenheit seines Volkes fernstand, wird gerne zu diesen Nacherzählungen greifen, die alles Unwesentliche beiseite lassen. — Die Sprache ist dichterisch gehöht, ohne falschen, übertriebenen Prunk; der Druck schön und klar auf gutem Papier. Der Preis ist bei der guten Ausstattung mäßig, die Bücher können durchaus als Geschenk empfohlen werden. Nur zu den Bildern wäre etwas Einschränkendes zu sagen, nicht zum Aufbau, der ist lebendig und anschaulich, sondern zu den sachlichen Einzelheiten. Bilder sollen Anschauung vermitteln, und die Anschauung muß möglichst richtig sein. Odin am windkalten Baum: der Stich der Lanze trifft ihn in die Seite, nicht vorn in die Brust; Attilas Burg ist ein Werk gotischer Zimmermannskunst gewesen, um nur dies zu nennen.

J. Friedrich.

Wirth, Herman, **Die Heilige Urschrift der Menschheit.** Lieferung 11, Text S. 513—576, Tafel 396—427. Gr. 4°. Verlag Koehler u. Amelang, Leipzig 1933. (Schluß der Besprechung aus Heft 10.)

Sie ist umschlungen von der Odil-Schlange über der Erdgöttin Tlaçolteotl, welche die Schlange hält, aus der das neugeborene Kind hervorgeht — also hier eine gesunkene, späte südländische Anschauungsweise. Die beiden Odilzeichen, die das Kind in den Händen hält, die „Schlangen" oder „Schlingen", entsprechen übrigens genau den beiden Schlangen, die der neugeborene Herakles in den Händen hält: hier liegt in der griechischen Sage erkennbare Umdeutung eines uralten Motives vor.

Ganz deutlich wird die Dauerüberlieferung erst am deutschen Volksbrauch: im Braunschweigischen hängt man noch heute eine aus Flachs gewundene Odil-Schlinge an das Spinnrad der jungvermählten Frau, das schon früh die Symbolik des Jahresrades an sich gezogen hat, wie wir wiederholt feststellen konnten. Es ist das Zeichen des neuen Lebens der Sippe, das aus der Ehe hervorgeht; und die Odilschlinge hängt hier ebenso am Spinnrad, wie sie auf dem Scheibenkalender von Fossum nach der Wintersonnenwende am Jahresrade hängt. Vollständigere und deutbarere Dauerüberlieferung wird man kaum noch verlangen wollen! Auch im ältesten Ägypten lebt das Zeichen fort, und zwar in Verbindung mit dem Rechtkreuz: + + ♀ = ☥ oder ☥, das Zeichen „ankh", das ebenfalls „neues Leben" bedeutet. Es erscheint als Grabbeigabe in pharaonischer Zeit, wie das einfache Zeichen ♀ in Ton geformt als Grabbeigabe in Abydos erscheint. Völlig klar wird jetzt die biblische Überlieferung, nach der Moses in der Wüste, als eine Epidemie ausbrach, „an einem Kreuze eine Schlange" aufrichtete: es ist diese ur-

alte Formelverbindung, das Zeichen, das den Kranken das „neue Leben" wiedergibt. Daß diese Odilrune bereits in der nordischen Bronzezeit in der entsprechend geformten „Schere" wiedergefunden wird, entspricht einer uralten nordischen Gottesschau: „wenn ein Gegenstand durch seine Form, Gestalt oder irgendeine Eigenschaft die Verkörperung eines jener kosmisch-kalendarischen Kultsymbole schien, so wurde es damit sinnbildlich, trat in kultsymbolische Beziehung und erhielt einen kultsprachlichen, ‚theophoren' Namen" (S. 540). Dieselbe Erscheinung, wie beim Spinnrad oder Spinnwirtel, der Windmühle (Malkreuz) u. a. Es blieb einer „exakten" Wissenschaft vorbehalten, in dieser Kalenderrune die Schere zu sehen, mit der man angeblich im Winter (!) die Kleider zu Weihnachten schneidert. Übrigens ist der Schlangenstab des Hermes Psychopompos, des Seelengeleiters Merkur, dieselbe Verbindung zweier Runenformen. Und dieser „Botenstab" lebt denn noch heute in den Schulzenknüppeln fort: merkwürdig gewundenen Hölzern, den „Krumphölzern", die ursprünglich das Botenholz dargestellt haben mit denen zum Julding, zum höchsten Gerichtstag in der Wintersonnenwende aufgeboten wurde (S. 543). Sie tragen denn noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Einritzung die ᛟ-Rune, den Achtstern ✳, das Malkreuz × und andere ganz eindeutige Zeichen; auch das Hufeisen kommt als „Geboteisen" vor: sämtliche Formen erscheinen übrigens noch heute im Weihnachtsgebäck von Schweden, Friesland und anderen Gebieten der alten ingväonischen Kultur. Die Odilschlinge erscheint als sogen. „Isisknoten" vorne auf dem Mantel, auf der Brust der Isis (S. 544) und ebenso auf alabasternen Frauenbüsten von Mykene und Kreta (S. 545). Ich vermute, daß wir darin das „vorespan" wiederfinden, das in der Mystik die „Minne" oder die Seherin selbst auf der Brust trägt.

Zu dem Motiv des Dreiblattes, das häufig in Verbindung mit der Rune „neues Leben" erscheint (S. 546 ff.), sei auf einige Märchenmotive hingewiesen. Die Schlange mit dem Dreiblatt im Mund (Tafel 256), ursprünglich die wintersonnenwendliche Schlange mit der ᛉ-Rune, erscheint in dem Grimmschen Märchen von den Drei Schlangenblättern: eine Schlange kriecht aus der Wand der Grabkammer (!) hervor, sie hat drei Blätter im Munde, durch welche der mit seiner gestorbenen Frau begrabene Königssohn jene wieder zum Leben erweckt — also ganz deutlich das Motiv des „neuen Lebens" aus dem Grabe. Ähnlich ist vielleicht das Märchen „Die drei grünen Zweige" zu deuten, in dem ein Einsiedler von Gott dazu verurteilt wird, einen trockenen Ast so lange zu tragen, bis „drei grüne Zweige aus ihm hervorsprießen; aber nachts, wenn du schlafen willst, sollst du ihn unter dein Haupt legen". Eines Morgens „fand man ihn tot, und aus dem trokkenen Holz, auf welchem sein Haupt lag, waren drei grüne Zweige hoch emporgewachsen". Übrigens ein deutlicher Anklang an das Motiv von der dürren Eiche, die wieder grünt, wenn der Retter, der Heilbringer wiedererscheint. So trägt Seleukos Nikator auf seiner rechten Schulter (!) das Dreiblatt (S. 548), das als Wechselform der Mensch-Rune auf friesischen Giebelzieren erscheint. Auch das Dreikleeblatt als irisches Sinnbild der Dreieinigkeit scheint ursprünglich aus demselben Vorbilde entstanden zu sein. (Die Besprechung des 23. u. 24. Hauptstückes folgt). Eremita.

H. A. Sievert, **Heidental, Hartrören, Donoper Teich und Umgebung** (Sonderdruck a. d. „Mitteilungen a. d. Lippischen Geschichte u. Landeskunde" XIV). Detmold, 1933. Meyersche Hofbuchhandlung (Max Staercke). 8°, 55 S. m. 3 Abb. und 2 Kartenskizzen. 0,90 RM.

Untersuchungen über ein Gebiet in unmittelbarer Nähe der Grotenburg beanspruchen unsere Teilnahme. Die vorliegende Arbeit des Oberinspektors am Lipp. Landesarchiv beruht auf sorgfältiger Durcharbeitung der vorhandenen Akten. Dadurch sind ihr zeitliche Grenzen gesetzt, sie bringt für die Zeit, die uns naheliegt, keine Förderung, ist aber insofern wichtig, als sie vor falschen Schlüssen bewahren kann.

Auf zwei Einzelheiten sei kurz hingewiesen: Die Frage nach der ursprünglichen Bedeutung des Flurnamens „Heidental" ist noch nicht erledigt mit dem Hinweis, daß Preuß (Lipp. Flurnamen. Detmold 1893) für die Ableitung von Calluna (nicht von Erica) eintritt und es in der Akte der Lipp. Forstverwaltung „Forstnamen und deren Herleitung" heißt: „Unbedingt von Heidekraut". Die älteren urkundlichen Zeugnisse scheinen für den Bach, der jenes Tal durchfließt, und nicht für das Tal vorzuliegen: der Bach wird nach Sievert 1484 und 1528 die „Heide" genannt, während das „Heidental" scheinbar erst 1586 auftritt. Danach ist zwar die Frage nach der Bedeutung „Heide" noch nicht geklärt, aber den Bachnamen wird man kaum auf Calluna zurückführen können, wobei außerdem zu berücksichtigen, daß es noch strittig ist, ob Heide = Calluna überhaupt die älteste Schicht in der Bedeutungsentwicklung darstellt (Literatur bei Feist, Etym. Wörterbuch d. gotischen Sprache. 1923).

Dagegen wird man nach den Darlegungen Sieverts (S. 35) zunächst den Kahlen Ehberg" (östlich vom Donoper Teich) jetzt wohl mit altsächsisch ehu = Pferd zusammen bringen dürfen, und dann auch die benachbarten Bezeichnungen: Großer Ehberg (östlich der Dörenschlucht), Kahler Ehberg (südlich von Hörste) und Ehberg (südwestlich von Hörste). Ob in dem Namen des Ortes Hörste, in dessen unmittelbarer Nähe die Bezeichnung Ehberg zweimal vorkommt, eine Weiterbildung des angelsächsisch überlieferten hors (altfries. hors, hers; altsächs. hërs) gesehen werden darf, läßt sich noch nicht entscheiden. Suffert.



Kulturbeziehungen

Franz Oelmann, **Zum Problem des gallischen Tempels.** Germania Anzeiger der röm.-germ. Kommission und des Deutschen archäologischen Instituts. Jahrgang 17, Heft 3, 1933, Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin. Die zahlreich bekannten gallischen Tempel zeigen im einzelnen zwar viele Besonderheiten, am hervorstechendsten jedoch ist die viereckige Cella mit überdachtem Umgang, die sowohl in Stein wie auch in Holzbau auf steinernem Grundriß aufgeführt wurde. Diese Tempelform befindet sich in genauester Übereinstimmung mit solchen auf germanischem und slavischem Gebiet, so dem Slaventempel von Arkona, wie dem alten Germanentempel, der unter der Kirche von Alt-Upsala festgestellt werden konnte, und einem Tempelgrundriß auf Island. Verfasser bemüht zur Erklärung dieser Übereinstimmung Kultureinflüsse aus Iran und dem allerfernsten Osten. Sollte man nicht zunächst eine nordische Gemeinsamkeit erwägen, um so mehr, als ja die nordischen Stabkirchen auf diesem selben Grundriß aufbauen?

Kultur u. Technik

Martin Hell, **Zweierlei Gußtechnik in einem Hallstattgrabe aus Salzburg.** Ebenda. Auf dem Salzburger Flughafen, der ein reiches Gräberfeld in sich birgt, sind unter zahlreichen anderen Funden zwei Bronzescheiben gefunden worden, von denen die eine sehr zierlich und genau gearbeitet ist. Alles deutet darauf hin, daß sie in einer zweiteiligen, schalenförmigen Form gegossen worden ist, die nur mit Hilfe einer festen Vorform gewonnen worden sein kann. Die größere Scheibe sieht plump und wie geknetet aus. Offenbar ist die verlorene Form über einem Wachsmodell hergestellt worden. / W. La Baume, **Der Pflug von Döstrup (Jütland).** Prähistorische Zeitschrift, Bd. 23, Heft 3/4, 1932. Bericht über eine erneute Untersuchung des bekannten, in Kopenhagen befindlichen Pfluges, dessen Konstruktion mit Hilfe von Zeichnungen erläutert wird. Es ist ein Krümelpflug, der große Ähnlichkeit mit dem Hunspflug des Rheinlandes und römischen Modellen in Köln aufweist. Seine Zeitstellung ist nicht bekannt, so daß eine Pollenanalyse des geringfügig noch vorhandenen Torfes dringend notwendig wäre. / Heinrich Quiring, **Über Zweck und Handhabung des Faustkeils.** Ebenda. Der Faustkeil, das Hauptgerät des Altpaläolithikers, wird vorwiegend zur Aushebung der Fanggruben für das Großwild verwendet worden sein. Mit dem Aurignacien verschwinden die Faustkeile. Diese Rassen kannten den Speer und andere Waffen und waren infolgedessen auch zu anderer Jagdweise übergegangen. Bemerkenswert ist, daß in der mittleren Steinzeit wieder ganz faustkeilähnliche Geräte auftauchen: Sie dienen wiederum zum Aufpicken des Bodens, nunmehr aber bei der Ausübung des in dieser Zeit erfundenen Hackbaus.

Vom Ursprung und Werden der Indogermanen und Germanen

E. Peters und V. Töpfer, **Der Abschluß der Grabungen am Petersfels bei Engen.** Prähistorische Zeitschrift. Bd. 23, Heft 3/4, 1932. Am Petersfels bei Engen ist eine sehr umfangreiche Station des

mittleren Magdalenien ausgegraben worden. Außer zahlreichen Feuerstein- und Knochengeräten konnten auch zahlreiche Frauenfigürchen aus Kohle, ein durchbohrter Käfer aus Kohle und andere verzierte und dem Schmuck dienende Stücke geborgen werden. Interessante Beobachtungen konnten über die Lebensweise der Bewohner gemacht werden; so wurden die schönsten Stücke jeweils in der Höhle selbst oder kurz davor gemacht, wo offenbar der Aufenthalt bevorzugter Persönlichkeiten war. Möglicherweise ist in den Frauenfigürchen bereits ein Stammesidol zu sehen, was dann auf das Bestehen regelrechter Stammesverbände schließen lassen würde./ F. K. Bicker, **Mesolithisch-neolithische Kulturverbindungen in Mitteldeutschland?** Mannus. Bd. 25, Heft 3, 1933. Aufgabe der Mesolithforschung ist es, festzustellen, ob und wie sich die mittelsteinzeitlichen Kulturen aus den Spätkulturen der Altsteinzeit entwickelt haben, und ob sich ein greifbarer Anschluß an die bekannten Kulturen der Jungsteinzeit finden läßt. Die Untersuchung der Sanddünen bei Fienerode im Fiener Bruch ergab, daß die hier gefundene mittelsteinzeitliche Kultur deutlich Einflüsse der nordischen Duvensee-Kultur, des sogenannten Lokalen Endmagdaléniens in Mitteldeutschland und des östlichen Swidériens auswies, mithin aus den hier in Frage kommenden, spätaltsteinzeitlichen Kulturen entstanden ist. Andererseits ist schon mehrfach das gemeinsame Vorkommen von Spätformen dieser „Grobfeinen Mischkultur" und frühen Scherben der Schnurkeramik beobachtet worden. Die hier angestellten Untersuchungen erheben die Vermutung zur größten Wahrscheinlichkeit, daß die Schnurkeramik sich hier bodenständig aus den erwähnten Kulturen entwickelt hat. Es muß also beim Auftreten gemeinsamer Züge bei den späteren Kulturen viel mehr mit einer Urverwandtschaft gerechnet werden, die sich schon aus der Altsteinzeit herleitet, als daß immer nach Kultureinflüssen gesucht wird. — Im zweiten Teile der Arbeit setzt sich Verfasser mit der Aufstellung einer „Altkeramik" und der zeitlichen Ansetzung der Binsenkeramik durch M. Schneider auseinander: Die Aufstellung einer Altkeramik lehnt er ab. Selbst das mittelsteinzeitliche Alter der Binsenkeramik sei noch nicht eindeutig erwiesen; allerdings sei die Fundstelle Friesack 3. Rhinbrücke dazu auch schlecht geeignet. Während M. Schneider die Binsenkeramik auf Grund der Pollenanalyse um 7000 v. Chr. ansetzt, kommt Bicker zu auffallend späten Zahlen. Eine Auseinandersetzung über die den Schneiderschen Arbeiten zugrunde liegende Pollenanalyse befindet sich, verfaßt von Werner Hülle, im Anhang. / Eberhard Henneböle, **Neue mesolithische Fundplätze in Westfalen.** Germania, Jahrg. 17, Heft 3, 1933. Auf dem Höhenzug, der den Haarstrang mit den Briloner Bergen verbindet, sind außerordentlich reich besiedelte, mittelsteinzeitliche Fundplätze festgestellt worden. Das Feuersteinmaterial ist fast durchweg schlecht gearbeitet, Ersatzstoffe sind häufig und führen zuweilen zu fast altsteinzeitlichen Formen. Merkwürdig ist das häufige Vorkommen von Schleif- und Poliersteinen. Da jedoch jungsteinzeitliche Spuren nicht vorhanden sind, müssen sie den übrigen mittelsteinzeitlichen Funden zugerechnet werden. Als Zeitstellung ergab sich für den Fundplatz mittleres Tardenoisien.

Aus der Forschung

Rudolf Grahmann, **Die „Venus von Bautzen" und ihre Fundstätte.** Mannus. Bd. 25, Heft 3, 1933. Von den Brüdern Bräuer sind 1926 und 1927 die Ritzzeichnungen eines Mammuts und einer weiblichen Frauengestalt gefunden worden, die nach ihrer geologischen Lagerung angeblich frühaltsteinzeitlicher Herkunft sein sollen. Die Frage der Mammutzeichnung ist bereits als Fälschung erledigt. Die Frauenzeichnung ist auf Grund des Stiels, der Rassenmerkmale und der Beschaffenheit der Platte ebenfalls sofort als Fälschung erkannt worden, und Verfasser kommt auf Grund der geologischen Untersuchung gleichfalls zu einem vernichtenden Urteil. Die Hintergründe dieser Fälschungen harren noch ihrer Klärung. / O. Reche und J. Richter, **Der Schriftscherben von Seltsch.** Ebenda. Im Mannus. Bd. 11/12, 1919/20 veröffentlichte R. Moschkau den sogenannten Schriftscherben von Seltsch bei Saatz a. d. Eger, der einem bombenförmigen Gefäß mit Spiral-Mäanderverzierung entstammt und übereinander drei Reihen von schriftähnlichen Zeichen trägt. Die Ungewöhnlichkeit des Fundes hat den Verdacht einer Fälschung bzw. einer vielleicht vorgeschichtlichen, aber erheblich späteren Einritzung der Schriftzeichen erweckt. Der Scherben ist jetzt mit einer Quarzlampe untersucht worden. Das Ergebnis bestätigt voll und ganz die Echtheit dieses denkwürdigen Fundstückes. Die schriftähnlichen Zeichen sind bei Herstellung des Gefäßes in den weichen Ton eingeritzt worden.

Hertha Schemmel.



Ortsgruppe Groß-Berlin. Die 1. Geländefahrt am 20. Ernting führte 30 Teilnehmer auf die Müggelberge zu einem uralten Weihtum der märkischen Germanen. Ihre durch breite Wasserflächen gesicherte Lage und der weite Blick in die Umgegend hinein geben einen unmittelbaren Begriff von der Vorliebe der Germanen für solche heiligen Stätten. Das Modell der von Albert Kiekebusch 1924—25 in ihrem Grundriß festgestellten Festhalle (6×11 m) aus dem Jahre 1000 v. Chr. in dem kleinen Museum bot Anlaß zu dem Hinweis, daß solche Modelle noch manches zu wünschen übriglassen. Die Nachbildung des Gemäldes „Semnonenlager am Müggelsee" von Karl Blechen (Berlin, Nationalgalerie) regte eine Aussprache darüber an, welche Forderungen hinsichtlich Zeit- und Stilechtheit an Künstler und Zeichner zu stellen sind.

Der gesellige Abend am 4. 9. vereinte über 30 Damen und Herren. Der Vorsitzende berichtete aus eigenen Eindrücken über die Pyrmonter Tagung und verlas dann den warmherzigen Bericht über sie aus der Feder Else Kringels in der Nordischen Welt. Dann wies er auf das 1. nordische Thing in Bremen hin und ging dabei auf Gustav Neckels bedeutsamen Vortrag über die Herkunft der Runenschrift ein. Auf Wunsch aus der Versammlung wurde die Frage erörtert, was für die Vermutung spreche, daß die Müggelberge ein germanisches Heiligtum gewesen sind. Bei der Besprechung des Grundrisses des dort von Kiekebusch nachgewiesenen Vorlaubenhauses gab Herr General Hänichen sehr lehrreiche Hinweise auf Zimmermannswerkzeuge und Zimmermannsleistungen der Bronzezeit. Das führte zu einer Erörterung über germanische Hallenbauten, an der sich besonders Fräulein Siegert und Herr Krause beteiligten. Der Vorsitzende wies dabei auf P. G. Beyers neue Übersetzung der Germania des Tacitus hin (vgl. Heft 10, 1933, S. 314). Erst um 11 Uhr schloß die anregende Aussprache.

Die zweite Geländefahrt am 10. 9. vereinte um 10 Uhr morgens über 50 Teilnehmer vor dem Rathaus in Potsdam. Sie wurden in zwei Gruppen von Herrn Oberassistenten Hofmann und Herrn Strobach, die sich liebenswürdigerweise zur Verfügung gestellt hatten, durch das Heimatmuseum geführt, in dem die Modelle der Ausgrabungen auf der „Römerschanze" zu sehen sind. Dann ging es zum Tabakhäuschen, wo eine vorgeschichtliche Ausstellung (mittlere Steinzeit und Bronzezeit) eingerichtet war, die am 17. 9. eröffnet werden sollte. Von dort wanderten die Teilnehmer zur Fähre nach Sakrow. Nach einer Erfrischungspause ging es zur Römerschanze. Unterwegs zeigte Herr Hofmann die 1000jährige Eiche im Sakrower Park und machte fesselnde Ausführungen über den Baumbestand der Gegend in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Nach dem Aufstieg zur Römerschanze und einem Rundgang auf ihrem Walle hielt Herr Krause einen von gründlicher Sachkenntnis getragenen Vortrag über die möglichen Zwecke solcher Anlagen wie Wallburgen, Weihtürmer, Dingstätten, Volksburgen usw. und ging dann auf die Römerschanze ein, deren Name wohl aus Röwerschanze (Räuberschanze) entstanden ist; ihr älterer Name „Schwedenschanze" ist möglicherweise aus ursprünglichem „Suebenschanze" erwachsen. Herr Krause wies auch auf die außerordentlich zur Verteidigung geeignete Tor-Anlage der Burg hin. Hierauf führte Frau Gräfin von Schulenburg Versuche mit ihrer Wünschelrute vor, die mehrfach stark ausschlug. Zum Schluß sprach Herr Hofmann über die Römerschanze im allgemeinen und über den dort von Schuchhardt festgestellten Grundriß eines Hauses oder besser gesagt einer Halle (6,5×13 m) vom Vorlaubenhaustyp. Damit klang der vom schönsten Wetter begünstigte Tag gehaltvoll aus.

E. Weber.

Ortsgruppe Hagen. Die 1. Winterzusammenkunft am 30. 9. 33 in Schwerte war rege besucht von Freunden aus den verschiedensten Orten der näheren und weiteren Umgebung. Nach kurzem Besuch einiger malerischer Winkel von Alt-Schwerte

und einer Besichtigung der alten Kirche mit dem großen, schönen Altar (Niederländische Arbeit aus dem 15. Jahrhundert) ging der Weg zum Ruhrtalmuseum.

Hier hat Herr Spiegel seine reichen Funde aus der nächsten Umgebung ausgestellt. Die Menschheitsgeschichte von Jahrzehntausenden zieht hier an dem Beschauer vorüber. Werkzeuge — Tongeschirre — Gräberfunde — Reste der Nahrung — Knochen der jeweiligen Tierwelt — Münzen aller Art (wer wußte, daß die Sigamberer bereits Münzen hatten?).

Das an Höhlen und Flüssen so reiche Gebiet gab sicher den Menschen schon frühe Wohngelegenheit und Nahrung. Dem Vorzeit-Menschen ist Herr Spiegel in jahrelanger, angestrengter Sammeltätigkeit nachgegangen, so daß den Heimatfreunden und Schulen nunmehr reicher Anschauungsstoff geboten wird.—Es fällt angenehm auf, daß Fremdworte vermieden wurden. Auch sei noch erwähnt, daß der Geologe hier manches seltene Stück findet.

Es ist eine besondere Aufgabe, die bisher auf Einzelposten stehenden Vorgeschichtsfreunde durch unsere Bewegung zu erfassen und ihre Gaben der Allgemeinheit zugängig zu machen. An vielen Orten ist noch geschichtliches Gut in Kisten und Kasten verschlossen, das in die Öffentlichkeit gehört. Manches Fundstück könnte Hinweis sein auf Siedlungs- oder Arbeitsstätten unserer Vorfahren.

In welche Zeit sind die Anfänge unserer heimischen Industrie zu verlegen? Wann schürfte man zuerst Metall- oder Eisenerze? Seit wann brennt man Kalk? Buddellöcher oder Kalkbrennstellen sind noch zahlreich vorhanden. Wann wurden die ersten Tongeschirre hergestellt? In welche Zeit sind die ersten Anfänge unseres heimischen Fachwerkhauses mit seinen oft sinnbildlichen Balkenlagen zu verlegen usw.? Wie viele Fragen sind hier noch zu klären, die beim Rundgang durch eine Sammlung sich unwillkürlich aufdrängen!

In der Nachversammlung wurde angeregt, eine rege Werbetätigkeit für unsere Arbeit zu entfalten, es muß erreicht werden, daß in allen Städten sich Fr. german. Vorgeschichte zum örtlichen Forschen und Werben zusammenfinden. In zentral gelegenen Orten sollen dann die „Freunde" zu größeren Vorträgen zusammengerufen werden.

Ko.

Über **„Sternkunde der alten Deutschen"** bringt u. a. die „Voss. Zeitung", Berlin, vom 15. September 33 folgendes Referat: „Bauern der Vorzeit waren die ersten Astronomen, ihre primitive Kenntnis bildete die Grundlage der späteren geheimnisvollen Wissenschaft der Priester. Diese waren es dann, die die noch heute erhaltenen ‚Steinkreise' setzten und aus diesen Denkmalen, deren Zweck besonders in letzter Zeit, gefördert durch die Arierforschung, gedeutet werden konnte, geht hervor, daß der nordische Mensch Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung ganz erstaunliche und überraschende astronomische Kenntnisse gehabt hat. Was er dem Sternzelt abgesehen, zeichnete er in die Erde, setzte Steine, die nicht nur den Eintritt und Ablauf der Jahreszeiten auf den Tag genau bestimmten, sondern auch die Einteilung des Jahres in Monate und Tage angaben, also einen Kalender bildeten, der mit dem unserigen fast genau übereinstimmt. Das Märchen von den germanischen Barbaren zerflattert immer mehr, je tiefer die Forschung in dieses Gebiet eindringt.

In einem außerordentlich fesselnden Vortrag (der inzwischen mehrmals vor zirka 2000 Mitgliedern des N.S.-Lehrerbundes wiederholt wurde, Schriftl.) gab Hans Wolfgang Behm in der Treptower Sternwarte, Berlin, einen Überblick über die bisherigen Ergebnisse. Erfreulich an seinem mit großem Beifall aufgenommenen und durch zahlreiche Lichtbilder anschaulich gemachten Bericht, daß er wiederholt darauf hinwies, wie vieles auf diesem umstrittenen Gebiete nur durch Deutung erklärt werden könne. So — beispielsweise —, daß diese geweihten Stätten der Vorzeit nicht nur dem Kult und der Wissenschaft gedient haben, sondern auch Begräbnisplätze hervorragender Persönlichkeiten jener Zeit gewesen sind. Weltweite Zusammenhänge werden jetzt entdeckt, und immer bestimmter und sicherer kann die Auffassung vertreten werden, daß der Fremdling aus dem Norden, der in die Länder des Orients vordrang, ein — namentlich in der Sternkunde — sehr kenntnisreicher Mann gewesen sein müsse, der durch sein Wissen andere Völker erst belehrte. Überall im Süden findet die Spatenforschung Beeinflussung von nordischer Art und Anschauung des Weltalls. Nicht alles Quellenmaterial, das dies bestätigt, ist ja verlorengegangen — zahlreiche Stellen der Literatur aus ältester Zeit ergänzen, was zuerst nur vage Vermutung war."

e. gr.

22.1.1934.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933 Dezember / Julmond Heft 12

Der Wert des Germanenbildes bei Tazitus

Von Wilhelm Teudt

Um den Wert geschichtlicher Nachrichten und Urteile richtig einzuschätzen, muß man sich über den Gesamtcharakter der Quellen und ihre Glaubwürdigkeit Rechenschaft geben. In Ansehung des Fehlens von Nachrichten und Darstellungen aus germanischer Feder ist der bedingte (relative) Wert der „Germania" des Tazitus wie auch seiner Annalen und Historien natürlich nicht hoch genug einzuschätzen. Welches Volk besitzt ein solches Kleinod, ein so übersichtlich, sorgsam und verständig zusammengefaßtes Urteil über seine vorgeschichtlichen Verhältnisse? Bei dieser Frage sind die Römer selbst, deren geschichtliche Zeit auch erst spät, 4—500 Jahre nach Gründung Roms begann, nicht ausgenommen. Ihre vermeintlichen Kenntnisse über Roms Geschichte bis etwa 200 v. Chr. ist ein Gemisch von mythologischer Phantasie und mündlicher Überlieferung, und sie besitzen auch kein der Germania ähnliches Kulturbild aus der Feder eines zeitgenössischen ausländischen Schriftstellers, wie es annähernd z. B. Herodot gewesen sein könnte.

Diese hohe Wertschätzung der „Germania" darf aber nicht dem Fehler einer begeisterten, kritiklosen Überschätzung eines Schriftstellers verfallen, der immerhin groben Mißverständnissen, verhängnisvoller Unkenntnis und vielleicht ungewollter, aber darum nicht minder schlimmer feindlicher Beurteilung unterworfen war.

Vorweg müssen wir für Tazitus eintreten und ihm voll gerecht werden: Tazitus war ein glänzender Geschichtsschreiber, der die Pflicht der Wahrhaftigkeit und Objektivität kannte, und dem die subjektive Ehrlichkeit nicht abzusprechen ist. Dazu kam die feinsinnige, überlegene Betrachtungsweise des gebildeten Mannes, der die Dinge vom höheren Gesichtspunkt aus ansieht.

Nun aber andererseits: Tazitus ist niemals in Germanien gewesen! Was er über Germanien schrieb, war demnach — was Grundlage und Grundstimmung anlangt — die bei den gebildeten Römern übliche Meinung, nur ergänzt durch fleißiges Befragen von Gewährsmännern, nicht aber durch längere Beobachtung und ein gewisses Mitleben im Lande selbst. Heutzutage würde sich jeder Schriftsteller lächerlich machen, der ein erst-

maliges Werk etwa über die Zustände in der Türkei herausgeben wollte, ohne je in der Türkei gewesen zu sein. Tazitus mußte, ob er wollte oder nicht, alles durch die römische Brille sehen.

Wie stand es nun um seine Gewährsmänner, auf deren Berichte er völlig angewiesen war? Es waren gescheite Händler, die von ihren Herbergen und Märkten aus allerlei Merkwürdiges beobachtet hatten. Ferner losgekaufte Gefangene, die wenigstens die genaueren Einblicke in ihrem engen Erlebniskreis schildern konnten. Und schließlich das Personal besonderer Gesandtschaften, vielleicht auch Reisegesellschaften mit ihren zufälligen Beobachtungen.

Wertvoller für Tazitus werden wohl seine ohne Zweifel fleißig ausgenutzten Unterredungen mit Germanen, die sich in Rom aufhielten, gewesen sein. Es ist deutlich zu erkennen, daß die Unterredungen nicht nur mit einfachen Kriegern, Gladiatoren und Sklaven stattgefunden haben, sondern auch mit Gebildeten aus hohem Stande, die etwa zu Verhandlungen, zum Studium oder aus Reiselust nach Rom gekommen waren. Bei dem angeborenen germanischen Triebe, fremde Länder und Völker zu sehen, wird deren Zahl nicht gering gewesen sein.

Nun noch ein wichtiges Wort von dem Geschichtsschreiber selbst. Tazitus war ein römischer Patriot, der trotz offenen Blicks für die Mißstände im Vaterlande von dem höheren Werte seines Volkes und seinem Recht, die „barbarischen“ Völker und Länder zu knechten, voll überzeugt war. Das Germanentum war ihm vor allem eine bedrohliche und darum hassenswerte Erscheinung. Er war besorgt, daß seine Landsleute dies Volk unterschätzen möchten, und hielt es darum für nützlich, ihnen die germanische Sittenstrenge als Spiegel vor Augen zu halten. Tazitus als Gewährsmann für germanische Zustände ist nicht anders zu bewerten, als wenn ein anständiger Franzose ein Werk über Deutschland schreibt. Während er sich im allgemeinen zu beherrschen weiß und sich in den üblichen Grenzen objektiver Berichterstattung hält, gibt er seiner Stimmung gegen die Germanen doch an einer Stelle recht kräftigen und unmißverständlichen Ausdruck. Abschnitt 33 lautet nach der zutreffenden Übersetzung Beyers: [1]

„Neben den Trenkterern wohnten früher die Brukterer. Die hatten sich bei ihren Nachbarn, den Chamawern und Angrivariern, ihres hochmütigen Wesens wegen verhaßt gemacht. Dann sind diese beiden Stämme mit vereinten Kräften über sie hergefallen, haben sie geschlagen, völlig aufgerieben und sich in ihrem Lande festgesetzt. Möglich, daß alles in Wirklichkeit aus Beutegier geschah, vielleicht haben es aber die Götter uns zuliebe geschehen lassen. Über 60 000 Mann sind dabei umgekommen, ohne daß wir einen Schwertstreich zu tun brauchten.

Eine ganz großartige Geschichte, für uns eine wahre Lust und Augenweide! Die unsterblichen Götter mögen — das ist mein sehnlichster Wunsch — dafür sorgen, daß der Bruderhaß dieser verfluchten Barbaren bleibe und dauere bis in alle Ewigkeiten! Sie sollen sich hassen, wennschon sie uns nicht lieben! Und wenn einmal unserem Reiche Gefahr droht und das Verhängnis über uns hereinbricht, dann kann uns das Schicksal kein größeres Glück bescheren als den Bruderzwist unserer Feinde.“

Wollen wir den Wert der „Germania“ und ihrer mündlichen Quellen recht würdigen, so sind noch weitere Erwägungen nötig. Es muß alles beachtet werden, was seinen Einfluß auf das Werk eines Mannes ausgeübt hat, der Germanien selbst nicht kannte, und aus dem wir doch unsere Kenntnis und unser Urteil über Germanien in so starkem, fast kann man sagen, ausschließlichem Maße schöpfen müssen. Vor allem darf die

[1] Tazitus Germanien in neuer Übersetzung von Studiendirektor Dr. Beyer, Bad Oeynhausen 1933, Verlag Schöningh, Paderborn, Preis 40 Pfg. Prof. Neckel urteilt: Das Verfahren des Übersetzers verdient volle Anerkennung; er hält sich frei von latinisierenden Wendungen und liest sich durchweg angenehm, ohne daß irgendwo der Sinn des Urtextes zu Schaden käme. Ein außerordentlich empfehlenswertes Büchlein!

Ursache von Mißverständnissen — auch gröbster Art —, die sich aus der *Verschiedenheit der Sprachen* für Römer und Germanen ergab, nicht übersehen werden. Bei allen römischen Schriftstellern finden wir auffällig wenig Erwähnung der Verständigungsschwierigkeiten. Daraus ist auf ausgiebige Verwendung von Dolmetschern oder auf recht verbreitete Sprachkenntnisse zu schließen. Hin und wieder ist von Briefen die Rede, die herüber und hinüber gingen, so daß wir das germanische Kulturbild neben der Kenntnis fremder Sprachen auch mit der Schreibkunst ausstatten müssen. Von einem germanischen Skythenstamme wissen wir durch Herodot, daß ihre Kaufleute in sieben fremden Sprachen Handel trieben. Wenn wir den Trieb und die Fähigkeit zur Erlernung fremder Sprachen als Gegenstand der Vererbung ansehen dürfen, so lag die häufigere Sprachkenntnis jedenfalls auf seiten der Germanen, — ganz abgesehen davon, daß nach Lage der Dinge die Germanen mehr Anlaß hatten, Römisch zu lernen, als umgekehrt. So oder so, bei der Beurteilung der „Germania“ des Tazitus müssen die aus Sprachschwierigkeiten sich ergebenden Irrtümer voll in Rechnung gestellt werden. Einige sind erkennbar, andere können wir nur vermuten, die meisten aber bleiben uns ganz verborgen.

Sämtliche Römer, die Tazitus nach ihren Erlebnissen in Germanien ausfragte, haben wahrscheinlich ziemlich ausnahmslos ihren durch ihren Aufenthaltsgrund stark *eingeschränkten* Gesichtskreis geschildert. Auch liegt auf der Hand, daß sie alle in erster Linie berichteten, was ihnen als fremdartig, als unterschiedlich von den römischen Verhältnissen aufgefallen war, während das Gewohnte und Gleichartige weder in ihren Erzählungen, noch in der Niederschrift des Tazitus eine Rolle spielt. Das ist für uns schlimm, weil wir, die wir an die Stelle des übel verzeichneten ungerechten Gesamtkulturbildes vom Germanentum ein wahrheitsgemäßes Bild setzen wollen, nun vieles nicht unmittelbar aus taziteischen Mitteilungen entnehmen können, sondern mittelbar aus der Nichterwähnung schließen müssen.

Es liegt die Tatsache vor, daß in vielen wichtigen Punkten weder den römischen, noch den germanischen Berichterstattern wesentliche Unterschiede zwischen den römischen und germanischen Verhältnissen aufgefallen und als erwähnenswert erachtet sind. Wir haben es hier mit einer ganz allgemeinen, fast selbstverständlichen Erfahrung zu tun, die uns auch aus den modernen Reisebeschreibungen entgegentritt. Wir wissen das Bedenkliche aller argumenta e silento (Beweise aus dem Schweigen) durchaus zu würdigen. Aber wenn wir sehen, welch einen breiten, wir dürfen wohl sagen ungeheuerlich breiten und handgreiflich unberechtigten Raum die Schlüsse und Annahmen aus dem Nichtvorhandensein der gewünschten Beweise in unserer bisherigen germanischen Archäologie einnehmen, — ausgesprochen oder unausgesprochen — dann stehen wir mit bestem Gewissen und glänzend gerechtfertigt da, wenn das Schweigen des Tazitus, überall, wo es uns entgegentritt, uns bis zum gegenteiligen Beweise zum Anlaß wird, die germanischen Verhältnisse als gleichartig mit den römischen anzusehen. Und das um so mehr, als die gemeinsame Wurzel beider Völker im Indogermanentum von vornherein annehmen läßt, daß wichtige Teile des gemeinsamen Erbgutes an Fähigkeiten, Trieben und praktischen Lebensgewohnheiten bis zur taziteischen Zeit durchgehalten haben. Die Dinge würden anders liegen, wenn Germanen mit Orientalen oder Farbigen in Vergleich ständen.

Es leuchtet ein, daß bei Durchführung dieses unseres Grundsatzes eine ungemeine Erhellung und positive Ausgestaltung des germanischen Kulturbildes herausspringt. Immer mit Ausnahme der von Tazitus berichteten Besonderheiten werden wir uns demnach das gesamte germanische Kulturleben in ähnlicher Ausprägung und Auswirkung sowie auf ähnlicher Höhenlage vorzustellen haben, wie das uns aus ihrer reichen Literatur bekannte Kulturleben der Römer. Dies erstreckt sich von den Verkehrsformen, täglichen

Lebensgewohnheiten, Gebräuchen und Gebrauchsgegenständen bis hin zu der gewerblichen Arbeit der Handwerker und der wissenschaftlichen Betätigung der geistigen Führer.

Die erste Aufgabe für unser germanengeschichtliches Denken ist es daher, mit allen den Vorstellungen aufzuräumen, die sich infolge von Schlagwörtern, wie „Barbaren", „Wilde Sachsen", „Naturvolk" und dgl. in unserem Denken festgenistet haben, — befördert von nahezu sämtlichen Ismen, durch die die deutsche Volksseele seit ihrer Vergewaltigung durch den Westfrankenkönig Karl zerquält worden ist, und ermöglicht durch eine Überspannung des Strebens nach „Objektivität" und den unseligen Mangel an nationalem Ehrgefühl, dem auch unsere Wissenschaft verfallen war.

Erst nach solcher Ausreinigung unseres Denkens und nach Raumschaffung für ein anderes, mit neuen Augen gesehenes Kulturbild ist die ausreichende kritische Ausrüstung zur Beurteilung von Einzelheiten vorhanden, die uns in der taziteischen Darstellung auffallen.

Neue Kultzeichen an den Externsteinen

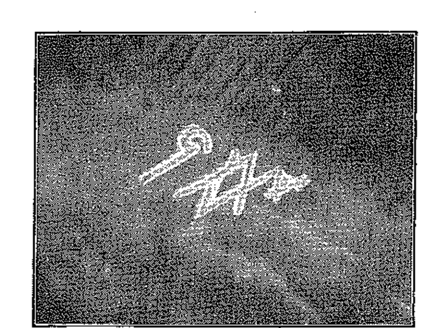
Von Alarich Augustin, Rostock

In den ersten Septembertagen 1933 besah ich die Zeichen am sog. Felsensarg. Im linken Hintergrund der Grabnische, auf dem inneren waagerechten Rand des „Sarges", befanden sich einige Rillen, von mir zuerst für willkürliche Meißelstriche gehalten, bis ich auf ihren vermutlichen Zusammenhang aufmerksam gemacht wurde. Nach Beseitigung der die Rillen fast ausfüllenden Erde waren drei Zeichen deutlich zu erkennen (Abb. 1). Sie weisen dieselbe Technik auf wie das schon bekannte ᚴᚴ-Zeichen auf der Oberfläche des Felsensarges (Abb. 3). Nur das linke krummstabähnliche Zeichen ist weniger scharf eingerissen; es scheint dabei eine ältere Technik, etwa wie die bei dem Zeichen am Grotteneingang (Abb. 2), zur Verwendung gekommen zu sein. Bei dem mittleren Zeichen ᛞ und dem rechten Zeichen ᛟ handelt es sich um eine Zeichenverbindung, eine Binderune. Auf das krummstabähnliche Zeichen soll weiter unten eingegangen werden. Als Runen erweisen sich ᛞ und ᛟ eindeutig, weil sie in dieser gleichen Reihenfolge als 22. und 23. Rune in dem langen germanischen Futhark von 24 Zeichen erscheinen.

Besonders wichtig ist nun der Befund, daß sowohl die Grotte als auch die Sargnische mit den gleichen Bestimmungszeichen versehen worden sind.

Abb. 2 war von Prof. H. Wirth bisher versehentlich als [Runenzeichen] angegeben worden. Das Werk von Dewitz[1]) über die Externsteine bestätigt jedoch [Runenzeichen]. Damals war die Rune sicherlich noch weniger verwittert. In Abb. 1 ist die Rune ᛞ mit der Rune ᛟ in der Weise verbunden, daß letztere auf das rechte untere Ende gestellt [Runenzeichen] dem ᛞ-Zeichen aufgesetzt wurde, dagegen blieb bei dem relativ schmalen Rand in der Sargnische nicht genügend Raum, um das Zeichen ᛟ dem ᛞ aufzusetzen, weil die Rückwand dort senkrecht emporsteigt. Infolgedessen wurde es rechts oben dem ᛞ-Zeichen angehängt. Eine Bestätigung, daß wir es hier nicht mit rein formal überlieferten Steinmetzzeichen zu tun haben ist: 1. das Alter der Technik bei der Eintragung des Zeichens am Grotteneingang und 2. der Umstand, daß selbst bei der mit viel jüngerer Technik ausgeführten Binderune in der Nische das Zeichen ᛟ nicht rechts gewendet dem ᛞ Zeichen (welches dann kleiner hätte ausgeführt werden müssen infolge des schmalen Randes) aufgesetzt, sondern in aller Deutlichkeit rechts daneben angebracht wurde. Die Schmalheit des Randes war gewissermaßen die Probe aufs

[1] Vgl. Tafeln zu Dewitz, Die Externsteine im Teutoburger Walde. 15 autogr. Tafeln. Kommissionsverlag der Hinrichs'schen Hofbuchhandlung in Detmold und Lemgo. O. J. (1886).



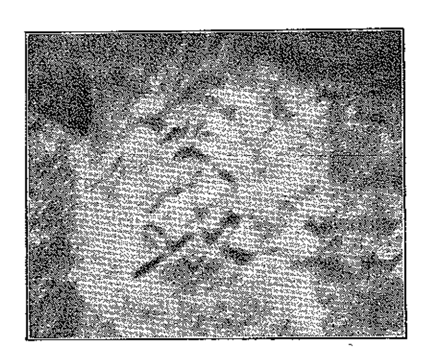


Abb. 1. Zeichen in der Grabnische.

Abb. 2. Zeichen am Grotteneingang.

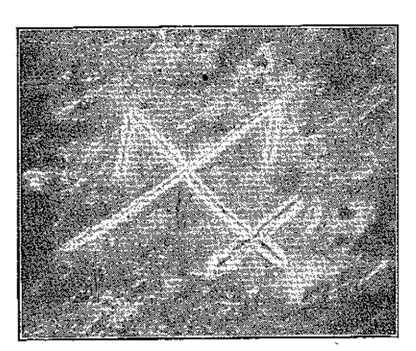
1 2

Exempel, ob derjenige, welcher einst jene Zeichen anbrachte, noch über das Wissen um ihre eigentliche Form und damit die Freiheit, ihre Verbindung nach eigenem Ermessen zu gestalten, verfügte oder ob er sich bereits lediglich an Vorbilder hielt, z. B. an das ältere Zeichen am Grotteneingang. Die Germanen jener vorchristlichen Zeit an den Externsteinen müssen also noch die Runenkenntnis zur sinngemäßen Eintragung mehrerer Runen als Kultzeichen in Formelverbindung besessen haben.

Denn das ist am Befunde auch der übrigen (!) an den Externsteinen befindlichen Zeichen das wesentliche: die Zeichen erfüllen hier keine alphabetische Funktion, sind keine Inschriften im bisherigen Sinne, in denen das Zeichen nur Lautwert zur Wortbildung ist, sondern die Schriftzeichen kommen einzeln oder in Verbindungen (Formeln) in ihrer Urform und Urbedeutung als Symbol mit Namen (= Bedeutung und Lautwert) vor. „Das einzelne Zeichen ist eine ‚schriftliche Quelle', eine hieroglyphische Kodifikation im religiösen Sinne, eine schriftliche Urkunde des Kultbrauches. Von den alteuropäischen Schriftsystemen hat die nordische Runenschrift allein diese doppelte Verwendung des Schriftzeichens, sowohl als Symbol, wie nur als Lautwert- oder Schriftzeichen bewahrt" (vgl. Wirth, „Heilige Urschrift", S. 503). Dies ist m. E. bezeichnend für die Höhe der germanisch-nordischen Kultur! Ist schon von seiten der Mythenforschung auf die Fähigkeit des nordischen Menschen zur All-Beseelung hingewiesen, so bestätigt sich dies sichtbar an Hand der Zeichen- und Symbolgeschichte als ältester Quellenkunde für das Geistesleben des nordischen Menschen.

Seine Schriftzeichen waren nicht lediglich technischer Zweck, sondern ursprünglich etwas Sinnvolles, ein Symbol! Halten wir den Sinn, das Wesen in einer Äußerung der Kultur, z. B. der Schrift, für maßgebend zur Bewertung, so müssen wir gestehen, wenigstens in dieser Hinsicht primitiver zu sein als unsere „primitiven" Vorfahren.

Wir erhalten nunmehr ein Bild von dem Wesen jenes germanischen Kultes an diesem zentralen sächsischen Heiligtum: denn als solches müssen die Externsteine allein schon



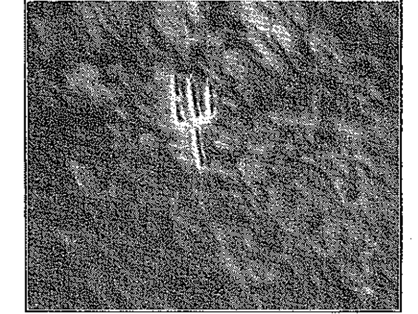


Abb. 3. Zeichen an der Oberfläche des Felsensarges

Abb. 4. Runen am Treppenaufgang

3 4

ihrer epigraphischen Reichhaltigkeit wegen angesprochen werden! Unsere Vorfahren haben es uns hier verhältnismäßig „leicht gemacht", das, was ihnen zugehörig ist, zu erkennen. Ist doch der untere Teil der Steine, die Grotte und der Felsensarg, gewissermaßen „an allen Ecken und Kanten" von ihnen als germanisch „gestempelt". Denn jene Zeichen können in keiner Weise aus der christlichen Symbolik hergeleitet noch ihr zugesprochen werden. Durch die neuentdeckten Zeichen bestätigt sich wiederum das, was Prof. Dr. H. Wirth in dem Januarheft 1933 von „Germanien" über die bisher entdeckten Zeichen geschrieben hat. Text und Atlas seines in der Fußnote genannten Werkes sind das einzige Quellen- und Handbuch für jeden Unvoreingenommenen zur Orientierung und Nachprüfung

Das Zeichen ᛝ ist als Kultsymbol seit der jüngeren Steinzeit, so auf dem Stein von Clonfinlough in Irland, belegbar (vergl. Wirth: Tafel 196,2) zusammen mit dem Zeichen des senkrecht geteilten Kreises (vergl. unten b. Krummstab). Dieser Stein von Clonfinlough sichert uns den jungsteinzeitlichen Ursprung der germanischen Runenzeichen aus der kultischen Linearschrift des Megalithkulturkreises der Nordsee! Auch in senkrechter Schreibung tritt das Zeichen auf ᛝ z. B. in der Runenreihe des Messers aus der Themse. Aus der älteren Bronzezeit ist ᛝ ebenfalls zu belegen, und zwar aus einer Steinkiste im Grab(!)-Hügel von Willinghausen (Hessen). Noch die heraldische Überlieferung Alt-„Ing"-väoniens zeigt uns in reichhaltiger formaler Dauerüberlieferung jenes Zeichen ᛝ, welches angelsächs., altsächs., englisch, niederländ., hochd. -ing althochd., mittelhochd. -inc altnordisch -ingr überliefert ist. Der Name dieser Rune -ing erscheint bei Hauptworten als Ableitungssilbe zur Bezeichnung der Abstammung, des „Gezeugtseins von" (vgl. Düding = Sohn des Dudo). Zeugung, Geburt ist offensichtlich der Vorstellungszusammenhang, der dem Namen des Zeichens -ing zugrunde liegt.

Das Alter des der -ing-Rune angefügten ᛟ-Zeichens ergibt sich aus den Belegen für die ältere Steinzeit in den Kulthöhlen des franco-kantabrischen Kreises (Magdalenien um 12 000 v. Chr.). Die Form tritt in belegbaren Varianten von der älteren Steinzeit bis zum Runen-„Alphabet" der Völkerwanderungszeit auf: ᛟ ᛟ ᛟ ᛟ. In den wissenschaftlich kaum ausgewerteten angelsächsischen Runenreihen wird der Name für ᛟ mit oeþil angegeben. Westsächs. eþel, altsächs. ôthil, altfries. ôthol, êthel, altnord. oðal gotisch utal (Salzburg. Handschr.) althochd. uodil, uodal. Die Silbe oth–, oð, –od, aus vorindogermanischem *ut bzw. *ut ist nach Wirth mit Odem, Atem, d. h. Beseelung > Leben zusammenzubringen, wie die Brust dichterisch auch oð–borg „Od-Burg" genannt wird als Sitz des Atems und Lebens. — Die Silbe –al, –el, –il, stellt nach Wirth einen noch aus den Brakteaten belegbaren Namen des Jahrgottes dar.

In der Grabnische haben wir demnach eine Zusammenfügung von ing und od, von „Zeugung" und „Leben"-Zeichen vor uns. Die Verbindung ist bereits vorgeschichtlich, jungsteinzeitlich (Spanien, Eira d'os Mouros, Galicia s. Wirth, Tafel 196) und ist in getreuer und besonders reichhaltiger Überlieferung in den Haus- und Hofmarken der norddeutschen Tiefebene zu belegen.

Die Form des krummstabähnlichen Zeichens in der Sargnische ist nicht christlichen Ursprunges. Die Symbolik der jungsteinzeitlichen-altbroncezeitlichen Felszeichnungen Schwedens (Sotorp, Tanum) wie die Dolmen Nordfrankreichs (Petit Mont, Morbihan) weisen das Zeichen Ϛ auf. Der „Krummstab" versinnbildlicht genetisch das gespaltene oder halbe Jahr C oder Ɔ und wird in der nordischen Symbolik ursprünglich auch stets als offener halber Kreis dargestellt (Tanum, Schweden). Als Jul-Zeichen erscheint Ϛ ebenso wie ᛝ und ᛟ noch in den altenglischen und skandinavischen Bauernholzkalendern. Als Jul- und Totengeleitzeichen steht der „Krummstab" neben ᛝ und ᛟ in der Sargnische. Letzteres Zeichen ᛟ steht im Südwesten der Kalenderscheibe von Fossum (Bohnslän, Schweden), von der Prof. Dr. G. Neckel in seinem letzten Vortrag vor der Rostocker

Studentenschaft sagte: „Ein jungsteinzeitlicher Kalender, wenn nicht alles trügt." Dort im SW zur Wintersonnenwende „spaltet" sich der Jahreskreis, der solar-hringer (Björn Haldárson), zu C Ɔ oder ϚϷ. Noch in den angelsächs. Runenreihen ist das Zeichen des geteilten Kreises ϭ oder ɸ mit der Bedeutung „Jahr" (gear) überliefert.

Zur Julzeit Ϛ, wenn sich sinnbildlich „der Himmel auf die Erde senkt", ist die „heilige Gattung" (hieros gamos) ᛝ, wird das neue Leben ᛟ geboren. Gott in seinem Jahreslauf als Jahr-Gott stirbt mit der „südlichsinkenden Sonne" (Atlakviþa 30), sinkt wie ein Toter (wahrsch. in kult. Nachbildung in ᚷ „linar-laukar -Leinen (u.) Lauch gehüllt (s. Totenmünzen von Schonen und Snydstrup) in sein ∩ Grab, um daraus als ᛘ „der Erde Vermehrer" (Isl. Runenl.) wiederaufzuerstehen (vergl. die ᛘ-Runen am linken und rechten — Abb. 4 — Aufgang!) und „zur Höhe zu steigen" (Treppenmotiv, Wirth, H. U. Tafel 402). Das Ritual einer Grablegung und eines Auferstehungsglaubens läßt sich noch heute an Höhle und Felsensarg ablesen. Denn an dieser Stätte des Todes ∩ ᚷ ᛦᛦ stehen die Zeichen des Lebens ᛝ ᛟ ᛘ ! Nicht der „Sünde Sold" ist der Tod, sondern eine Wende zu neuem Leben.

Mistelzweig und Tannenbaum

Von Dr. Ing. Herbert Heribert

Schon oft ist die Frage aufgetaucht, warum Mistelzweige gerade um die Weihnachtszeit geschenkt werden.

Eine Antwort auf diese Frage brachte mir eine plötzliche Erkenntnis am Weihnachtsabend 1932. Ein einfacher Mistelzweig zeigte die **k**-Rune in immer sich wiederholender Form bei jeder Abzweigung, beginnend vom unteren Teil des Zweiges bis in seine Spitzen. Die Form des Mistelzweiges bzw. der genannten Rune ist die folgende: ᛉ

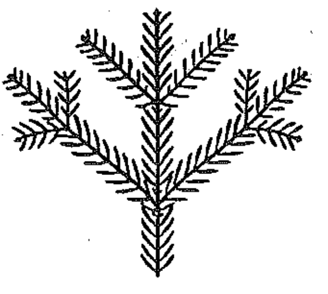
Dieses Zeichen erscheint besonders sinnvoll zur Zeit der Wintersonnenwende und während jenen Tagen, in denen die in die Erde gelegten Keime dem zukünftigen Wachstum zugeführt werden.

Es gibt Mistelarten, die nicht so einfach sind und beispielsweise auf Apfelbäumen vorkommen.

Die Grundform, die diese Mistel zeigt, entspricht der **m**-Rune und hat als Merkworte: Man, bzw. Mann, Mensch, Menschensohn, Lichtbringer, wodurch gerade ein unmittelbarer Hinweis auf Christi Geburt gegeben ist.

Diese Zusammenhänge vermögen eine Verbindung mit der Geistigkeit vergangener Jahrhunderte herzustellen und können daher tief beglückend sein.

Die Man-Rune bzw. der Mistelzweig von Apfelbäumen hat die folgende Form: ᛘ



Beachtlich ist ferner, daß eigentlich auch der Tannenbaum die gleiche Rune zeigt, wie die nebenstehende Zeichnung verdeutlicht.

Bei einfachen Tannen stehen übrigens die Nadeln derart, daß sich die **m**-Rune immer wiederholt, wodurch die Wirkung und der Hinweis klar und einprägsam werden.

Die Sitte, den Mistelzweig zu Weihnachten zu verschenken, ist besonders in England zu finden und in Deutschland wird zu Weihnachten der Tannenbaum angezündet. Dies geschieht also in Ländern, wo Runen gebraucht wurden, währenddem beispielsweise in romanischen Ländern, wo keine Runen in Gebrauch standen, um die Weihnachtszeit weder Mistelzweig noch Tannenbaum üblich sind.

Die Krypten im Petridom zu Bremen

Von Pastor i. R. H. Ibbeken in Hude, Oldenburg

Aufnahmen von Rudolph Stickelmann in Bremen

Die Ostkrypta des Bremer Doms, unter dem Chor gelegen und sich von Westen nach Osten erstreckend, ist erst vor einigen Jahren aufgeräumt und für die Besichtigung freigegeben. In alter Zeit diente sie als Lager für Weinfässer. Tausende von Menschen, die jährlich den sogenannten Bleikeller mit den in offenen Särgen liegenden und rätselhaft gut erhaltenen Leichen besuchen, der neben der Krypta liegt, werden auch durch diese geführt, die meisten ohne das Bewußtsein, hier etwas zu sehen, was in Nordwestdeutschland wohl einzigartig ist.

Zuerst ist bemerkenswert, daß in der Krypta selbst kein einziges christliches Symbol angebracht ist. Wohl ist an den Wänden und auf Tischen viel Bildwerk aufgestellt, das aus dem Dom des Mittelalters stammt, zum Teil aus sehr früher Zeit, aber weder die Wände, noch die Säulen, weder der Fußboden noch die Gewölbe zeigen christliche Darstellungen. Dagegen sind die Kapitelle von sechs freistehenden Säulen und von mehreren Wandsäulen mit Sinnbildern aus vorchristlicher Zeit verziert. Diese sind wunderbar gut erhalten. Von maßgebender Stelle ist mir versichert, daß diese Steinbilder vor einigen Jahren wohl gereinigt, aber nicht erneuert worden sind.

An den Seitensäulen der Südseite sieht man in den Kapitellen mehrfach das Pentagramm dargestellt, geradlinig und auch mit gebogenen Linien (Abb. 1). An dem Kapitell einer freistehenden Säule sind die geflügelte Schlange und der Wolf zu sehen, die sich gegenseitig ins Maul beißen (Abb. 2). Die Südseite desselben Kapitells zeigt in der Mitte die achtblättrige Sonnenrose (Abb. 3) und in dem Winkel rechts einen Vogel, der ein Ei gelegt hat, links eine Volute. An der benachbarten Säule ist an der Südseite wieder die Sonnenrose und rechts davon die Ellipse mit einem Gesicht angebracht (Abb. 4). An der Nordseite des zuerst beschriebenen Kapitells windet sich um die Sonnenrose eine Schlange mit zwei Köpfen (Abb. 5).

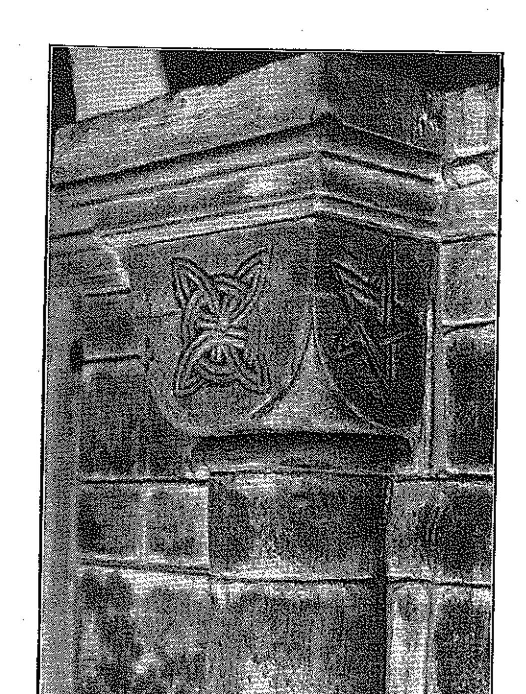


Abb. 1. Pentagramme an einem Kapitell der Ostkrypta.

An der Südwand der Krypta ist auf dem Fußboden ein nicht so gut erhaltenes Bildwerk aus Sandstein aufgestellt, bestehend aus zwei einander zugewandten Stücken; das eine stellt ein Tier dar, vielleicht einen Wolf, das andere eine tiermenschliche Gestalt (Abb. 6).

Im Fußboden der Ostkrypta liegen die Platten der Gräber alter Bischöfe. Auch der erste Bischof von Bremen, Willehad, der sich zur Zeit des Sachsenschlächters Kaiser Karl um die Bekehrung der Friesen an der Unterweser bemühte, ist im Bremer Dom beigesetzt.

Unter dem Portal des Doms liegt eine andere Krypta, bedeutend kleiner als die östliche. Auch in dieser Westkrypta



Abb. 2. Am Kapitell einer Säule geflügelte Schlange und Wolf

sind beachtenswerte Säulenkapitelle, die hauptsächlich Bandverschlingungen zeigen, aus welchen zuweilen ein Gesicht heraustritt (Abb. 7, 8 u. 9). — Die Erklärung der dargestellten Sinnbilder überlasse ich den Sachverständigen, wie überhaupt dieser Aufsatz in der Hauptsache hinweisen und mitteilen soll.

Man hat herauszubringen versucht, weshalb die vor Jahrhunderten im Bleikeller neben der Ostkrypta beigesetzten Leichen, auch Geflügel, das man dort aufhängte, sich so lange erhalten hat, und, als man das Wasser unter der Krypta erbohrte, gefunden, daß es Radium enthält.



Abb. 3. Kapitell mit achtblättriger Sonnenrose und Vogel

Schon daß der Dom nach Petrus seinen Namen erhielt, kann als Anzeichen dafür gelten, daß er auf der Stätte eines dem Donar geweihten germanischen Heiligtums erbaut ist. Petrus ist ja im Christentum der Nachfolger des Donar. Bekräftigt wird diese Annahme durch die Feststellung, daß der Bremer Dom auch ein wichtiger Ortungspunkt ist. Von ihm gehen nach Norden, Westen und Südwesten Ortungslinien aus, durch welche unzweifelhaft vorgeschichtliche germanische Kultstätten berührt werden.

Der Bremer Dom in seiner heutigen Gestalt ist vor 40 bis 50 Jahren umgebaut. Schon im Jahre 789 hat Willehad die erste Domkirche geweiht, die aus Holz gebaut war. Sie erhob sich wohl auf dem alten Heiligtum des Donar. In den Jahren 823 und 860 soll von Ansgar ein steinerner Dom geweiht sein, der nicht nur im Osten, sondern auch im Westen einen Chor hatte. Die beiden Krypten im Osten und Westen würden dem entsprechen. Sie können älter

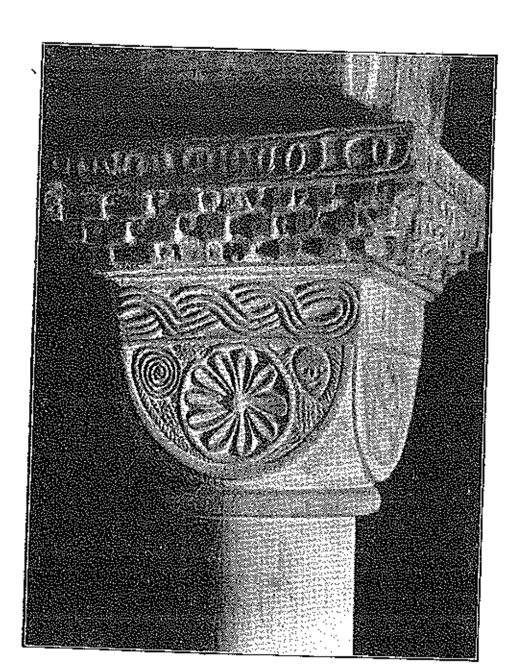


Abb. 4. Südseite eines Säulenkapitells mit Sonnenrose und Gesicht.

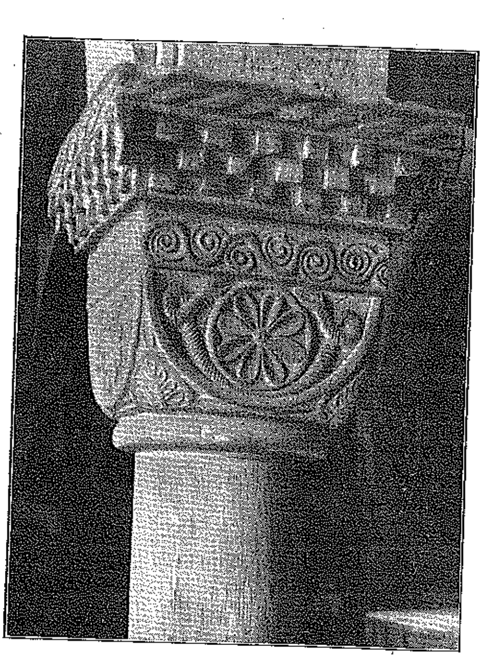


Abb. 5. Sonnenrose und Schlange (mit zwei Köpfen) im Kapitell.

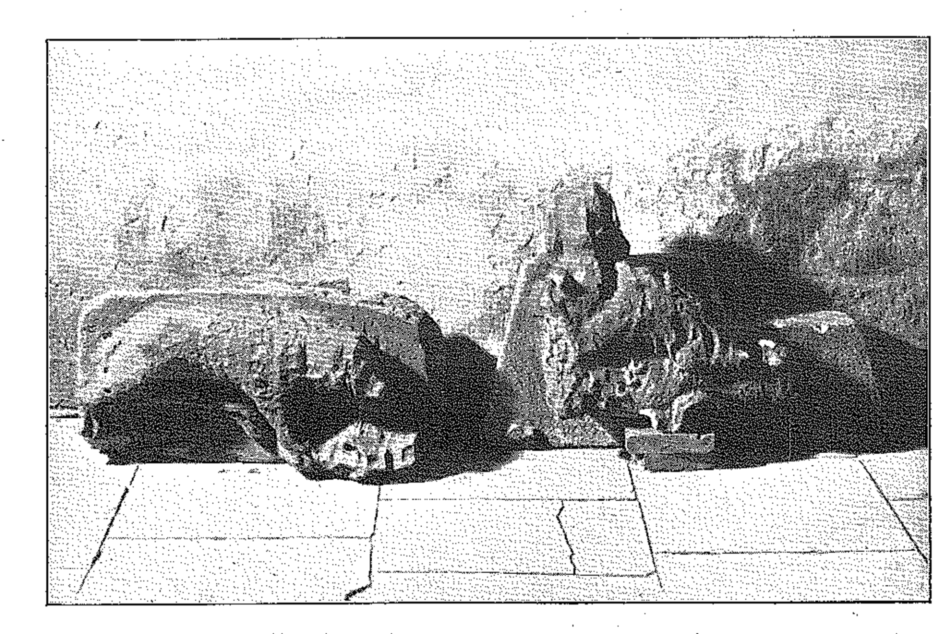
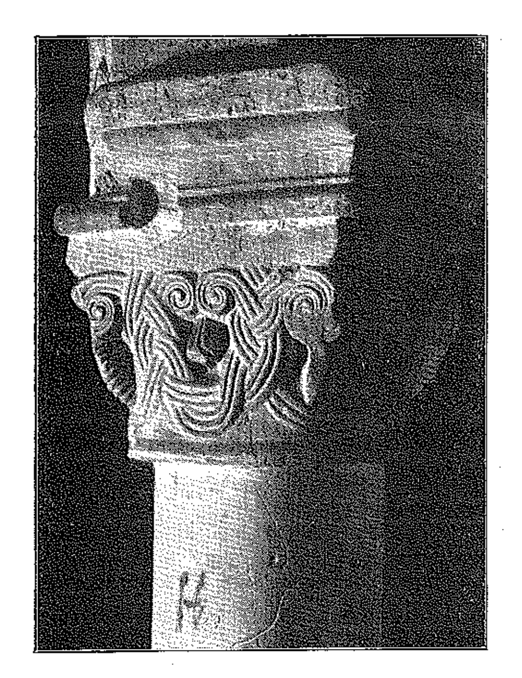


Abb. 6. Zweiteiliges Bildwerk aus Sandstein, ein Tier und eine menschliche Gestalt darstellend.



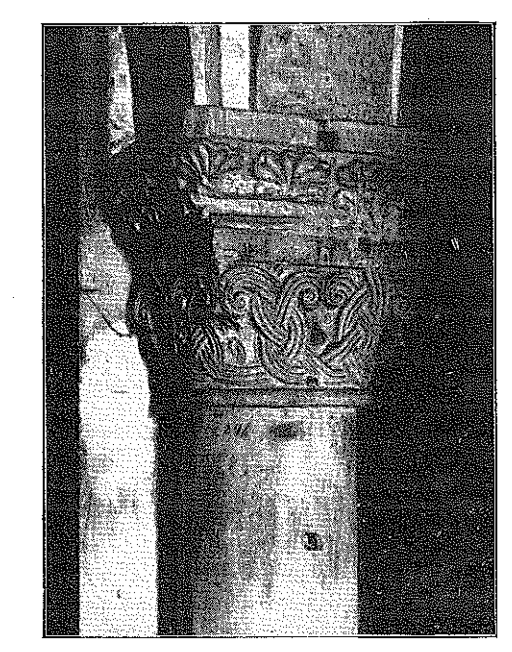


Abb. 7 und 8. Säulenkapitelle in der Westkrypta mit Bandverschlingungen.

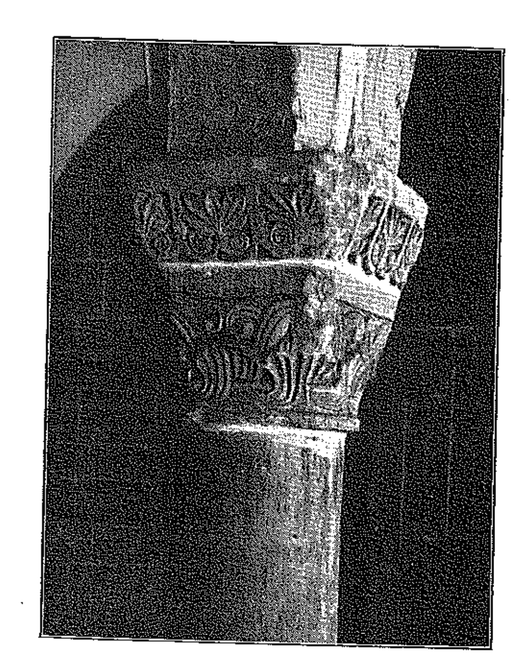


Abb. 9. Sinnbildliche Darstellungen in einem Säulenkapitell der Westkrypta.

sein als die über ihnen errichteten Gebäude. Freilich wer die Rundbogen und die „romanischen Säulen" mit ihren Kapitellen der Fähigkeit unserer germanischen Vorfahren abstreitet, wird auch den beiden Krypten ein solches Alter nicht beimessen wollen. Aber ist es nur denkbar, daß ein so hochbefähigtes Volk, das zu Kaiser Karls Zeit schon fast tausend Jahre den Römern und ihren Nachfolgern am Rhein benachbart war und mit ihnen andauernd im Verkehr stand, von ihnen nicht die Bearbeitung der Steine und das Ziegelbrennen gelernt haben soll?

Immer dienten Germanen als Soldaten und Offiziere in römischen Heeren; Handelsleute gingen hin und her, germanische Jünglinge folgten dem uralten Triebe nach Süden und besuchten römische Städte. Auch die christliche Kirche kann nicht ohne Einfluß auf die germanische Religion geblieben sein im frühen Mittelalter. Selbst wer unsere Vorfahren für Barbaren hält ohne eigene Erfindungskraft und ohne Kunstgefühl, muß zugeben, daß sie im jahrhundertelangen, lebhaften Verkehr mit dem Römervolk von ihnen gelernt haben müssen. Immer mehr aber bricht die Erkenntnis vor, daß viele Kulturgüter, deren Herkunft man noch vor wenigen Jahrzehnten ohne Bedenken bei den südlichen und östlichen Völkern suchte, vielmehr den Germanen zu verdanken sind.

Vor Jahren sah ich im Altertumsmuseum in Aachen sehr gut erhaltene, schöne, quadratische Ziegelsteine nebst Bleiröhren, die bei der Anlage einer Warmwasserheizung in der römischen Kaiserzeit dort angefertigt waren. Die Steine trugen den Stempel der römischen Legion, die sie gebrannt hatte. Wieviele Germanen mögen mit daran gearbeitet haben! Wenn sie in ihre Heimat zurückkehrten, brachten sie doch solche Kenntnisse mit. Der römische Grenzwall war damals ebensowenig ein Hindernis für den Verkehr wie heute die Kette von Forts, die Frankreich gegen seinen Nachbarn im Osten gebaut hat. Heute gelten wir, wie damals unsere Vorfahren, diesen Nachbarn immer noch als Barbaren!

Die Steinmetzzeichen des Böhmerwaldes

Von Karl Schefczik, Krummau

Mit den Steinmetzzeichen an unseren alten Bauwerken liegen uns Urkunden von zünftigen Handwerkern mit all' ihren eingeschlossenen Weih- und Weistümern vor.

„Jeder Geselle erhielt in der ‚Auflage' sein Steinmetzzeichen, das er in eine hölzerne Tafel einritzte, welche die Reihe der Gesellen abging, um verglichen zu werden, ob es nicht schon existiert. Dieses, sein ‚Ehrenzeichen', wurde ins Gesellenbuch eingetragen und mußte in jeden fertigen Stein eingehauen werden. Eine alte Regel, die aber in romanischer Zeit noch nicht bestand, war dabei, daß das Winkelmaß darin enthalten sei." (Weiß.)

Bevor ich auf die Zeichen des Böhmerwaldes eingehe, will ich kurz das Zunftwesen des Böhmerwaldes berühren. Bei aller Verschiedenheit der Steinmetzinnungen des Mittelalters finden wir doch eine große Gebundenheit aller Innungen.

Die erste gemeinsame Steinmetzordnung wurde 1459 in Regensburg ausgearbeitet und 1498 von Kaiser Maximilian und später vom Papst bestätigt. In Südböhmen herrschte seit dem 13. Jahrhundert das Geschlecht der Witigonen. Der Würzburger Archivar August Sperl (geb. 5. 9. 1863, gest. 7. 4. 1926), hat in einem seiner herrlichen Geschichtsromane „Die Söhne des Herrn Budiwoj" den vielseitigsten und mächtigsten Sproß dieses herrlichen Geschlechtes, Zawisch von Falkenstein, einer breiten Leserwelt vor Augen geführt.

Mit einem Zunftbrief vom 3. 8. 1497 ernannte Peter von Rosenberg den Steinmetz Hans Genzinger zum Obersteinmetz und verlieh ihm das Recht, in Krummau eine Steinmetzzeche nach dem Muster der Passauer Bauhütte zu gründen. (Genzingers Wohnsitz war das Rosenbergische Haslach im nahen Oberösterreich.) Hier geschah also die Grundlegung einer Bauhütte in Krummau. Der damit geschaffene Steinmetzverband des rosenbergischen Besitzes lebte von 1497 bis 1564 nach den Regensburger Satzungen. Am 8. 12. 1564 bestätigte Wilhelm von Rosenberg die Rechte, der zu einer Bruderschaft vereinigten Steinmetz, Maurer und Zimmerleute auf den Rosenbergischen Besitzungen. Viele Sätze dieser Urkunde sind den Bestimmungen des Regensburger Hüttenbuchs von 1459 entlehnt. Nach dem Aussterben der Witigonen (oder Rosenberger) mit Peter Wok (gest. 1611), wurde diese Zunftordnung von 1564 am 30. 4. 1614 durch Kaiser Matthias in Linz bestätigt, an den die Rosenberger Besitzungen gefallen waren.

In Rosenberg galt dieselbe Zunftordnung von 1564. Erst am 22. 2. 1630 begründete Maria Magdalena von Buquoi eine eigene Rosenberger Zunftordnung.

In Kaplitz erhielten die Steinmetzen und Maurer am 10. 12. 1606 eine eigene Zunftordnung.

Zur Zeit der Zunftordnung von 1564 waren Zunftvertreter: Meister Andre und Petter, Steinmetzen. Peter Harewagl und Peter Hrusskr und Georg Herredtinger, ältere Maurer. Krystoff Zauner, Georg Trumplmüllner und August Gersperger, Zimmerleute.

Nun zu den in der Tafel gebrachten Zeichen:

Die Stadt Krummau. (Urkundlich zum ersten Male 1253 erwähnt.)

Die um 1330 von Peter v. Rosenberg begründete erste Kirche ist in dem späteren Bau der jetzigen Kirche aufgegangen, der um 1400 begonnen und erst am 25. 1. 1439 eingeweiht wurde. Es wird in einem Vertrage der Pfarrer Hostislav und der Neffe des Meisters Stanislav, Johann genannt, der die Aufgabe hatte, die Kirche nach dem Vorbild der Kirche in Mühlhausen aufzuführen. Chorgewölbe aus dem Achteck, Sternwölbung des Presbyteriums, das Schiffgewölbe auf 8 Säulen. Wir wissen nicht, wie viele Steinmetzen und wer von diesen an dem herrlichen Bauwerke tätig waren. Sicher anzunehmen ist, daß die heimischen Künstlerfamilien Křiž und Staněk an dem Baue hervorragend beteiligt waren und angenommen wird, daß das Schiffsgewölbe Linhart von Altenberg vollendete. Es ist ferner anzunehmen, daß die Kirche zur Zeit der Einweihung noch nicht vollendet war. So stammt die Nordsakristei aus einer späteren Zeit (nach Vergleichen mit Polletitz und Czernitz) und die Südsakristei aus dem Jahre 1638.

Die Steinmetzbruderschaft hatte hier selbst auch einen eigenen Altar, den Leonhardialtar, der 1508 gestiftet wurde.

Die Zeichen 1—4 am Haupttore links, 5—10 rechts, 11—17 am Gewölbe außen rechts, 18, 21, 22 an Säulen, 19 und 20 am Tor der Nordsakristei. Die Zeichen 23, 24 und 25 erscheinen auf einer marmornen Grabtafel an der Außenseite der Kirche. Dort liegen begraben: „Michel Rubik, Staunmecz, Margaretha und Katharina Simon und Christov Girzik 1518."

Von Privathäusern der Stadt seien das Haus Micko Nr. 129 in der Rathausgasse

mit Zeichen 26 und 27 am gotischen Tore, Eingang Fleischgasse und 28, 29 auf einem der 6 Vorbaugewölbeträger in der Rathausgasse, sowie 30—34 an Vorbauträgern am Rückteile des sogenannten Goldenkronerhause erwähnt. Dieses Haus wurde vom Goldenkroner Kloster im Jahre 1309 erbaut, dem Jahre, in welchem Krummau zur Stadt erhoben wurde.

Das Zeichen 35 stammt von einem Umbau der Prälatur. Als Kreibenzahl nach meiner Deutung 1555, was mit der aus Bauakten ersichtlichen Bauperiode übereinstimmt. Der Baumeister T. N. ist bis heute unbekannt geblieben.

Der Ort Gojau, zum ersten Male erwähnt 1253, ist mit den Zeichen 36—51 vertreten. Auf den Friedhofstoren 36, 37, 38. Auf dem Kirchenhaupttor links 39. 40 und 41 auf dem zweiten Kirchentor. 42—50 auf den herrlichen Säulen dieser gotischen Kirche, welche in den Jahren 1474 bis 1485 unter Pfarrer Pils erbaut wurde. 51 vom Pfarrgebäude. Die nachfolgenden Zeichen 52—56 stammen aus Polletitz. Das germanische Radkreuz vom Kirchturm, 52. 53, 54, 55 von der Sakristeitüre, 56 von den Gewölberippen des gotifizierten Presbyteriums. Diese Kirche war eine der ersten der Gegend. Schiff und Presbyterium wurden gleichzeitig mit dem Bau der Sakristei um 1480 umgebaut. Der Turm steht in seiner ursprünglichen Gestalt im romanischen, besser altdeutschen Stil. Kopf und Fuß der Fenstersäulen zieren eine Zusammenstellung von Lilie als Dreiflamm und germanischer Wendelkreis, nebst dem Wirtel am Schaft. Die gotische Sakristei gehört mit einem vollendeten Netzgewölbe und 15 herrlichen Kragsteinen zu dem Edelsten, was die Gotik im Böhmerwalde hervorgebracht hat.

Der Ort Lagau ist mit den Zeichen 57 und 58 am Sakramentenhäuschen vertreten. Die kleine Kirche wurde 1313 von Ritter Busko von Harrach neben seinem Rittergut erbaut.

Czernitz weist in der Kirche, welche auf romanischer Basis um 1500 gotisch umgebaut wurde, an dem einen der beiden Triumphbögen, welche den Turm tragen, das Zeichen 59 auf. In dem vom Kloster Goldenkron um 1397 errichteten Hof ist auf einer Brunneneinfassung das Zeichen 60, eine Kreibenzahl, mit der Bedeutung von 1455, auf einem gotischen Meisterschild. Eine auf einer gemeißelten Fahne ersichtliche Zahl 1000 gab Anlaß, dem Hof die Bedeutung eines Ritterhofes aus dem Jahre 1000 beizumessen, während uns der gotische Steinmetz uns nur seine 1000. Erzeugung mitteilt. („1000 auf der Fahne.")

Ottau zeigt die Zeichen 61 bis 78. Die heutige Kirche wurde um 1409 erbaut. 61, 63, 64, 65, 66 von den Kirchtoren, 192, 193 und 194 ober der Kanzel, 195 vom Sakramentenhäuschen, 62, 67 bis einschließlich 78 von den Eckquadern an der äußeren Kirche.

Das alte Kloster Goldenkron ist mit den Zeichen 79 bis 148 vertreten. Das Kloster wurde von König Przemysl Ottokar II. 1263 erbaut. In die erste Bauzeit gehört die Margarethen-, Schutzengel- und der erste Teil der Stiftskirche, deren zweiter Teil um 1313 zugebaut wurde, als der Besitzer von Czernitz, Bawor 3. von Barau (von Baworow) sein Gut, 7 Dörfer, dem Kloster unter der Bedingung schenkte, im Kloster begraben zu werden. Im Presbyterium der Stiftskirche wurden ihm und Ottokar II., zwei schöne Mausoleen errichtet. Hier liegt auch der Gründer von Budweis und Unterwuldau (ehemals: „Na Hirzowe") Burggraf Hirzo von Klingenberg begraben. Am 6. 4. 1263 zogen die ersten Mönche mit dem gewesenen Abt Heinrich von Heiligenkreuz (in Niederösterreich) in Goldenkron ein. Nach der Sage sollen in den besten Zeiten bis 300 Mönche das Kloster bewohnt haben. 130 Dörfer des Böhmerwaldes verdanken ihre Entstehung dem Kloster. Nach wechselvollen Geschicken, während deren es von 1420 bis 1600 in Trümmern lag, wurde es am 10. 11. 1785 von Kaiser Josef II. aufgehoben. Am 21. 7. 1788 starb der 44. und letzte Abt des Klosters Gottfried Bylansky im 67. Lebensjahre.

79, 80 und 81 vom Tor der Stiftskirche. 82 bis 108 sind sogenannte Steinhauerzeichen von den Quadersteinen der Stiftskirche außen. 109 und 110 sehen wir an den ältesten

Die Steinmetzzeichen des Böhmerwaldes.

Gesammelt und gezeichnet von Karl Schefczik, 1933.

Ecksäulen der Stiftskirche beim Abschluß des Presbyteriums zum Querschiff. 111 bis 129 von den Säulen im Schiff. Nach alter Klosterregel nahmen sich die ersten Mönche aus Heiligenkreuz ein Tor mit. Dieses Tor in der ehemaligen Schutzengelkirche mit den buddhaähnlichen Traggestalten und den Eichblattsäulenköpfen stellt eine frühgotische Arbeit

aus dem Jahre 1225 dar und ist aus Badener Kalkstein angefertigt. Die Zeichen 130 bis 135 sind von diesem Tor. Ein altes Tor im Kreuzgang hat die Zeichen 136, 137, 139, 140, 141, das erst z. T. freigelegte gotische Tor im Kreuzgang 138. Das gotische Tor, durch welches man vom Bahnhof her in den Ort gelangt und das ehemals die aufgelassene Pfarrkirche St. Margareth mit der Pfarrerswohnung verband, zeigt die Zeichen: 142 bis 145. Im heutigen Klostermuseum liegt ein Torteil mit dem Zeichen 146, eine Kreibenzahl 1422. Das heutige Pfarrgebäude, ehemals Abtwohnung im 16. Jahrhundert, zeigt eine verblichene Sgraffitomalerei und das Zeichen 137, das wir bereits unter Nr. 35 kennen lernten. Hier sagt es die Jahreszahl 1553. Das Tor dieses Pfarrhofes im gotischen Flamboyantstil, zeigt das Zeichen 148. Darüber ist ein sogenanntes „redendes Haupt" eingemauert.

Das Kloster Hohenfurth im südlichsten Böhmen entstand um 1255. Von der St. Annakirche stammt das Zeichen 149, von der Sakristeitüre die Zeichen 150 bis 154, vom Kapitellsaalfenster 155, vom Kreuzgang, innen, 156 bis 158, außen 159 bis 170. Diese Zeichen ähneln den Steinhauerzeichen an der Stiftskirche Goldenkron.

Die herrliche, gotische Kirche in Unterhaid (dem Geburtsort Hans Watzliks) zeigt am Südtor das Zeichen 171, am Tore links 172, 173, 174. Am 6. Pfeiler 175, am 1. Pfeiler 176, und die Turmstiege die Zeichen 178 bis 187. Am zweiten Fenster ist das Zeichen 177.

Die 1489 vollendete gotische Kirche in Kalsching zeigt am Nordtor die beiden Zeichen 188 und 189.

Die äußere Sakristeitüre der Kirche in Berlau zeigt das Zeichen 190. Es dürfte aus der Zeit der Kirchenerweiterung von 1702 stammen, die ursprüngliche Kirche wurde um 1340 gebaut.

Das Tor der Kirche in Reichenau a. d. Maltsch zeigt das Zeichen 191. Das herrliche Tor stammt aus der Zeit der schönsten gotischen Bauwerke im Böhmerwalde, also um 1480 bis 1500.

Zusammengefaßt kann man über die gebrachten Zeichen sagen, daß sie zum größten Teile der gotischen Bauperiode angehören. Ihre Zeit hört mit der Wiedergeburt der welschen Bauperiode auf. Zum Teile sind diese Zeichen aus germanischen Runen entstanden. Dies gilt zusammengefaßt insbesondere für die Zeichen: 3, 16, 20, 22, 23, 24, 25, 26, 35, 39, 40, 41 bis 50, 58 bis 60, 63 bis 66, 73, 74, 75, 78, 84, 90, 91, 94, 96, 97, 98, 99, 105, 107, 112, 124 bis 128, 139, 140, 146, 147, 149, 152, 158, 169, 172 bis 176, 178 bis 184, 187 bis 189. Ein altgermanisches Zeichen sehen wir in 52. Es ist wohl das älteste von allen. Meisterzeichen als schreiende oder meldende Zahlzeichen, sogenannte Kreibenzahlen sehen wir in den Zeichen 35 (1555), 60 (1455), 99 (1410), 146 (1422), 147 (1553), 156 (1455). Was noch jeder Forscher herauslesen mag, bleibe jedem vorbehalten. Sicher ist ihr kulturhistorischer Wert und es ist zu beklagen, daß nicht deren mehrere sind.

Der Unverstand gegenüber steinmetzlicher Schönheit des behauenen Steins ließ manche edle gotische Steinmetzarbeit im Laufe der Jahre unter dickem Mörtel verschwinden. Selbst noch vor nicht zu langer Zeit hatten unverständige Pfarrherren ihre steinernen Kirchtore und andere Steinarbeiten mit Kalk übertünchen lassen. Dadurch wurde manches Kunstwerk gotischer Zeit entwertet und ihr Meisterzeichen verschwand. So erklärt es sich, daß ich von 88 Kirchen des Böhmerwaldes, die ich in den letzten zwei Jahren besuchte, nur von 12 Kirchen Steinmetzzeichen bringe. Erst in neuerer Zeit, wo sich das Landesdenkmalamt um die Erneuerung der Kirchen und Bauwerke im Böhmerwalde annimmt, zeigt wieder manche Kirche des Böhmerwaldes dem Freund der gotischen, deutschen Baukunst seine einstige Schönheit.

Benützte Quellen:

1. Heimatskunde des Bez. Krummau, Th. Gallistl, 1903.
2. Festschrift z. Feier des 50j. Bestandes des St. Obergymnasium. Krummau 1921.

3. Die Ordnung der Krummauer Steinmetze, Maurer u. Zimmerleute v. 1564. Von Dr. Josef Neuwirth, Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen i. Böhmen. 37, 427.
4. Die Zünfte auf dem Gebiete der Herren v. Rosenberg. Dr. V. Schmidt. 42, 447.
5. Steinmetzart u. Steinmetzgeist. Von Eugen Weiß, Eugen Diederichs Verlag Jena. 1927.
6. Heinrich Kornelius Agrippa v. Nettesheim: „Dè occulta Philosophia" (Kreibenzahlen).
7. Versuch einer Siedlungsgeschichte, v. Dr. V. Schmidt, 1922.
8. Kirche v. Czernitz und Strobnitz, M. d. KK. ZK. 18. Neue Folge. 1892, S. 197.
9. Trajer, Beschreibg. d Diözese Budweis. 1860 u. v. a.
10. Wanderungen durch den ganzen Böhmerwald, 1931—1933. Neuern bis Oberhaid.

Bestens danke ich für die Einsichtnahme in die Bücher 3, 4 u. 8 dem Leiter des Fürst-Schwarzenbergschen Zentr.-Archives, Herrn Dr. K. Tannich in Krummau.

Rufer im Streit

Kossinna

Von Kurd von Strantz

Ich halte es für eine Ehrenpflicht, das Gedächtnis des Bahnbrechers, ja Gründers der deutschen Vorgeschichte nicht nur auf wissenschaftlichem Gebiete, sondern auch auf dem des Nationalgefühls zu ehren. Es ist kein Zufall, daß er sein großes Werk der deutschen Vorgeschichte als eine „hervorragend nationale Wissenschaft" bezeichnete. Er kam von der germanistischen Sprachwissenschaft und nicht von der klassizistischen, antiken Archälogie, die man mit Unrecht die klassische, also einzige nennt. Während wir Millionen an Staatsgeld für Ausgrabungen in den Mittelmeerländern und für gelehrte Anstalten in Rom und Athen noch ausgeben, versagte sich selbst das Bismarckreich fast jeden Groschen für die einheimische bodenständige Forschung. Für fremde Kulturen und Volkstümer war Geld vorhanden, während die Erforschung der eigenen Vergangenheit dem kargen Geldbeutel von Patrioten überlassen wurde, die zum größten Teil ungelehrt und daher nicht genügend vorgebildet waren.

Dem kleinen beweglichen kampffrohen Manne war es vorbehalten, die deutsche Vorgeschichte der fremden Archäologie gleichzustellen. Mit diesem Gefühl konnte er aus der Welt scheiden (20. 12. 31). Aber nach welchen Kämpfen und Kränkungen! Man hat ihm bis zuletzt einen ordentlichen Lehrstuhl vorenthalten. Nur durch eine bestimmte Regelung wurde seine Stelle planmäßig. Auch die äußerliche Ehre des Geheimen Regierungsrates suchte man ihm möglichst lange zu versagen. Ich war in der angenehmen Lage, den sozialistischen und demokratischen Ministern meine Meinung nicht vorzuenthalten und habe zur endlichen Verleihung dadurch beigetragen. Aber die Aufstellung einer Büste in der Berliner Universität konnte ich nicht erreichen, weil auch die eigene Fakultät sich mißgünstig zeigte. So blieb die dankenswerte Anregung seines Freundes und Streitgenossen, des Prof. Paape, trotz meines Beistandes, ohne Erfolg. Erst bei seinem 70. Geburtstage wurde ihm die offizielle Wissenschaft gerecht. Der Rektor der Berliner Universität hielt selbst die ehrende Ansprache.

Obwohl humanistisch gebildet, erkannte Kossinna den Fluch einer Überschätzung der Antike, dem wir schon in der Reformation und dann wieder seit Winckelmann und Goethe eigentlich bis heute erliegen. Behauptet doch immer wieder die fälschlich klassisch genannte Archäologie den Vorrang. Aber sie ist nicht der alleinige Widersacher einer nationalen Auffassung. Auch die Geschichtsschreibung steht noch unter solchem Banne, besonders auf ultramontan-katholischer Seite. Das römische Christentum wird dem deutschen Volkstum vorangestellt und unsere Vorfahren, solange sie heidnisch oder arianisch waren, werden als wilde Barbaren geschildert. Ein entsprechendes Buch von Schnürer liefert beispielsweise diesen trau-

rigen Beweis [1]). Des weiteren unterliegt der Verfasser noch der Keltomanie, sofern er die Kimbern und Teutonen für Kelten erklärt. Den Nachweis des Gegenteils seitens Kossinnas kennt er natürlich nicht. Alarich und Geiserich sind selbstverständlich bloße Räuber, die die ewige Stadt verwüsten, während der römische Bischof sie sogar vor Attila schützt, was aber Legende ist.

Hat Kossinna den überzeugenden Nachweis geführt, daß in der Bronzezeit der germanische Norden weit über der Kultur der Mittelmeerländer stand, so haben die wenigen nationalen Kunstgelehrten das gleiche für das frühe Mittelalter auf dem Gebiete der Baukunst getan. Die romanische und gotische Bauweise sind volklich deutsch und keinerlei Entlehnung aus der Antike. Sie tragen noch deutlich das Gepräge des nordischen Holzbaues. Barock und Rokoko sind über die undeutsche Renaissance die letzten Ausläufer. So haben sich deutsche Vorgeschichte und deutsche Kunstgeschichte gegenseitig befruchtet. Ich muß aber mit tiefer Betrübnis feststellen, daß die Irreführung der deutschen Öffentlichkeit durch Burkhardt und heute noch Wölflin die herrschende Ansicht im Gebiete der allgemeinen Kunst bildet. Wir beten heute noch die Antike und italienische Renaissance als die einzige, wahre, schöpferische Kraft an, die unsere eigene verhandelt und verschüttet. Dies muß mit aller Schärfe endlich ausgesprochen werden.

Auf die nationale Forschung Kossinnas und seiner Mitarbeiter ist die nordische Bewegung gefolgt, die die Ergebnisse dieser Arbeit dem Volke zugänglich macht und es endlich zum eigenen Volksgefühl emporreißt. Es ist kein Wunder, daß dieser Altmeister auch politisch den völkischen Aufschwung begrüßte und ihm mit ganzer Seele anhing. Seine Freunde und Anhänger dürfen aber nicht rasten. Denn die Abneigung und der Widerstand auf der klassizistischen und weltbürgerlichen Seite sind noch stark. Mag auch die Regierung dieser völkischen Bewegung Rechnung tragen und von den besten Absichten beseelt sein, so darf man den geheimen Widerwillen der humanistisch eingestellten Wissenschaft nicht unterschätzen.

Die Geschichte Europas — einseitig und schief gesehen! „So fragwürdig die Abgrenzung Europas ist, so fragwürdig ist der Standpunkt, von dem aus man es sehen soll. Für die meisten steht die Perspektive unerschütterlich fest. Sie sehen Europa griechisch-römisch. Vom Mittelmeer her erfaßt der gebildete Europäer dieses küstenreichste, meistgegliederte Stück Erde. Die übliche kartenmäßige Darstellung der Geographie erspart ihm dabei leicht das Bewußtsein der geschichtlichen Bedingtheit der Perspektive und läßt sie als die allein mögliche erscheinen: man kann doch Europa gar nicht anders sehen als das von widrigen Stürmen im Mauerwerk stark angebrochene Gewölbe über dem iberischen, apenninischen und balkanischen Pfeiler im Mittelmeer!

Die wissenschaftliche Darstellung der europäischen Geschichte steht gewiß nicht mehr einseitig unter dieser allerdings stets auch wertvollen Perspektive. Der aber jedenfalls für Gesamtdarstellungen und zumal für die Schulerziehung immer noch einhellig begangene Weg ist der: Man läßt zunächst vor unseren Augen Griechenland entstehen und groß werden; später in gleicher Weise Rom, gerade als wäre an der Tibermündung ein Meteor ins Meer gestürzt, der Wellenring auf Wellenring schickt, bis die Ufer des Erdkreises der Alten erreicht sind. Roms junges Imperium löst das hellenistische ab. In das alternde Römerreich tragen Germanen, zum Teil auch Slawen frisches Blut, Völker, über deren bisherige Geschichte dann ein Exkurs eingeschoben wird; ein Exkurs über seltsam, fast ärgerlich verworrene Ereignisse, von wenigen Verfassern mit gleicher Liebe wie der Bericht über die lateinisch-klare Mittelmeergeschichte gegeben, von den meisten Lesern mit entschlossener Vorliebe überschlagen oder nach kurzem Anlesen ermüdet beiseitegeschoben. Diese unverbrauchten Menschengruppen nun, militärisch überwiegend, jedenfalls im Schlußergebnis Sieger, kulturell ebenso überwiegend Besiegte, werden in die römische Zivilisation eingeschmolzen. Das Frankenreich bringt diesen Prozeß des Austausches von Blut gegen Zivilisation ins Gleichgewicht. Hunnen- und Mongolenstürme, Araber- und Türkennöte pressen diese Welt zusammen und versteifen ihre Kräfte in der Abwehr. Und wieder ist es der alte Boden des Römerreichs, dieses ungeheuren Schmelztiegels der Völker, auf dem der moderne Nationalstaatsgedanke entsteht. In seinem Zeichen zerklüftet sich das Abendland, schwankend zwischen Hegemonialbestrebungen und Gleichgewichtspropaganda; in diesem Zeichen aber auch wetteifert es bei der Entdeckung, Ausbeutung, Europäisierung der Welt.

Und die nordischen Reiche? ... Frostige Randgebilde! Und Gustav Adolf? ... Vieldeutige Überraschung aus dem Norden!

[1]) Schnürer, Die Anfänge der abendländischen Völkergemeinschaft, Freiburg 1932, Herder.

Europäische Staatengeschichte ist uns eben in allem Wesentlichen griechisch-römische Geschichte und ihre Fortsetzung bis auf unsere Tage." Nach Prof. Dr. H. Jahrreiß-Greifswald in dem Aufsatz „Europa — germanische Gründung aus dem Ostseeraum" (Geopolitik, X. Jg. 1933, H. 6).

„Das Schlagwort ‚ex oriente lux', in dem viele eine sichere Wahrheit finden, wird in der Regel auf „Vernunft und Wissenschaft" bezogen, „der Menschen allerhöchste Kraft", wie selbst Goethes Mephisto zugeben muß, und darum will man den unbekehrten Germanen gerade die Wissenschaft am wenigsten zugestehen. Man traut ihnen dichterische Fähigkeiten zu, sinnige Naturbetrachtung, ahnungsvolle Gemütsregungen — aber keine klaren Erkenntnisse, wie sie sich in den Überlieferungen des Orients und des alten Griechenlands niedergelegt finden. Wäre es aber nicht wunderbar, wenn die germanische Völkerfamilie, der in neuerer Zeit glänzende wissenschaftliche Entdeckungen gelungen sind und hervorragende Forscher angehört haben, in ihrer Frühzeit keinerlei derartige Leistungen aufzuweisen hätte? Müßten wir nicht diese nebst der sie ermöglichenden Begabung bei den heidnischen Germanen voraussetzen, auch wenn die Überlieferung uns alle Nachrichten darüber vorenthielte?". (Nach Prof. G. Neckel.)



Vom Ringkreuz

Von Hans A. Luckwald

(Fortsetzung von Heft 11)

Die Inschrift auf dem Kalksteinkreuz sagt: „Biddet got vor den gheuer des vizers na der wilsnake". Es ist wohl das Kreuz, von dem der Lübecker Bürger Johan von der Heide 1436 letztwillig anordnet: „Item so wil ik, dat men shal setten en cruce van 10 marken uppe de wegescheydinghe, also man gheyt to der Wilsnacke, dar sykde Wysmarsche wech anhevete" (aus: „Die Bau- und Kunstdenkmäler der Freien und Hansestadt Lübeck", 1928). Als eingehauenes Zeichen kommt ein ähnliches Ringkreuz in

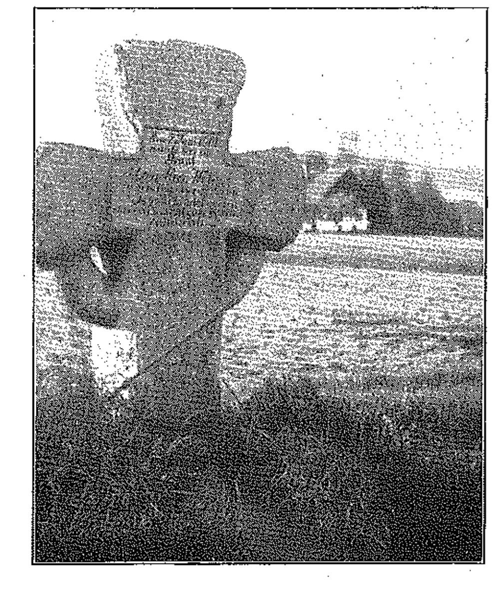


Abb. 14. Halbzerstörtes Ringkreuz bei Deutmannsdorf in Schlesien.

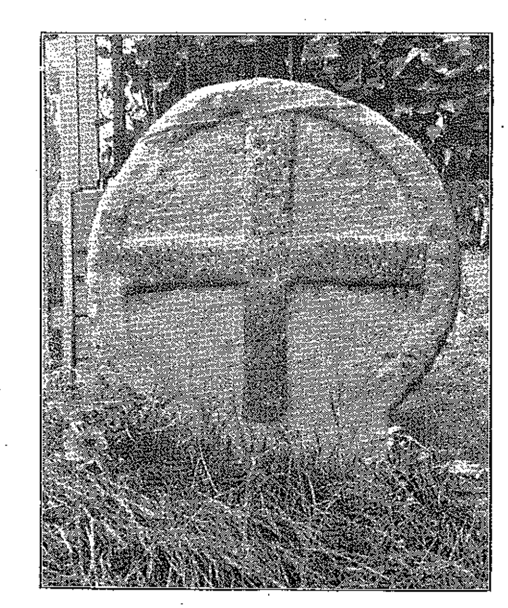


Abb. 15. Ringkreuz bei Elze.

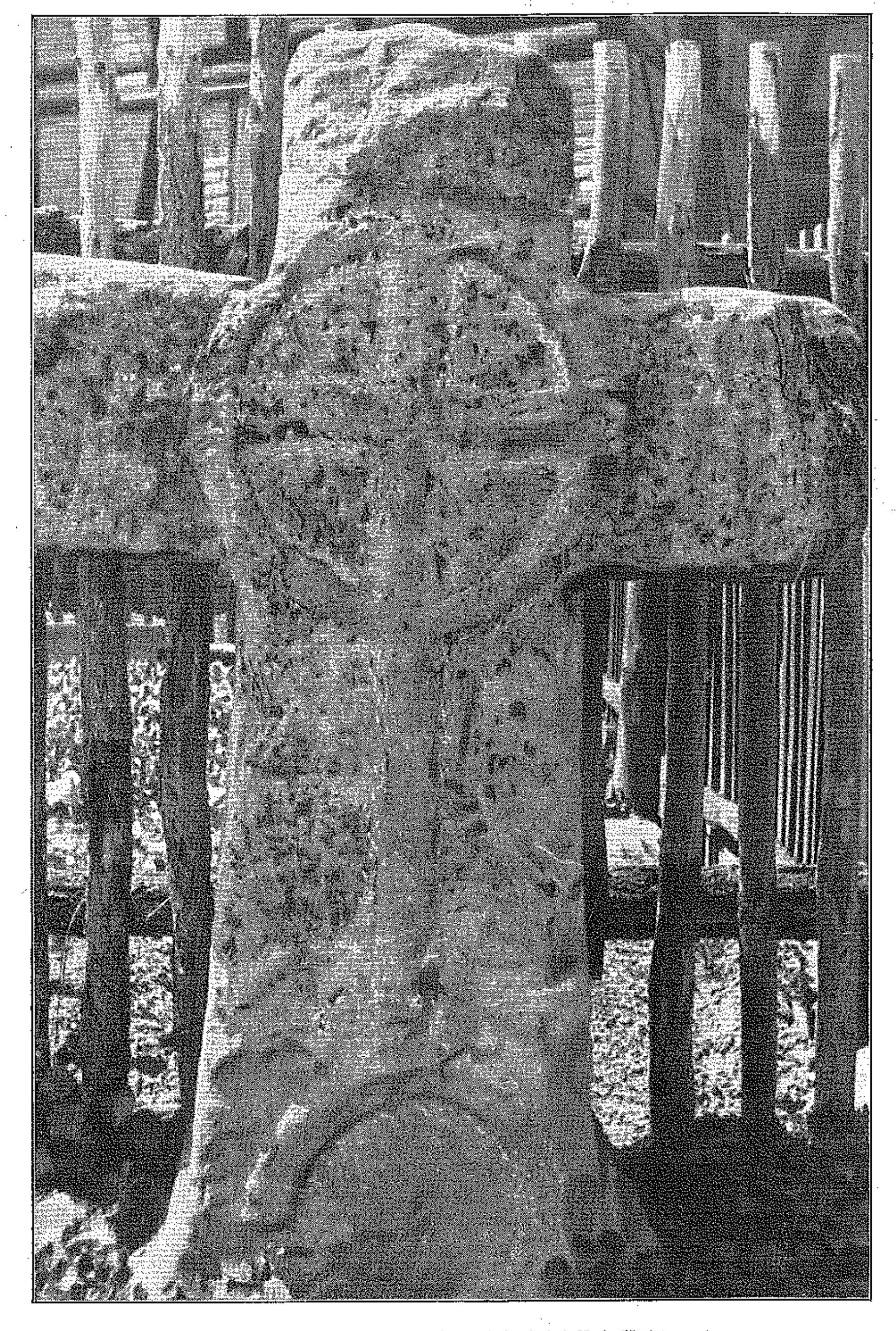


Abb. 13. Kreuz von Pflanzwirbach bei Rudolstadt.

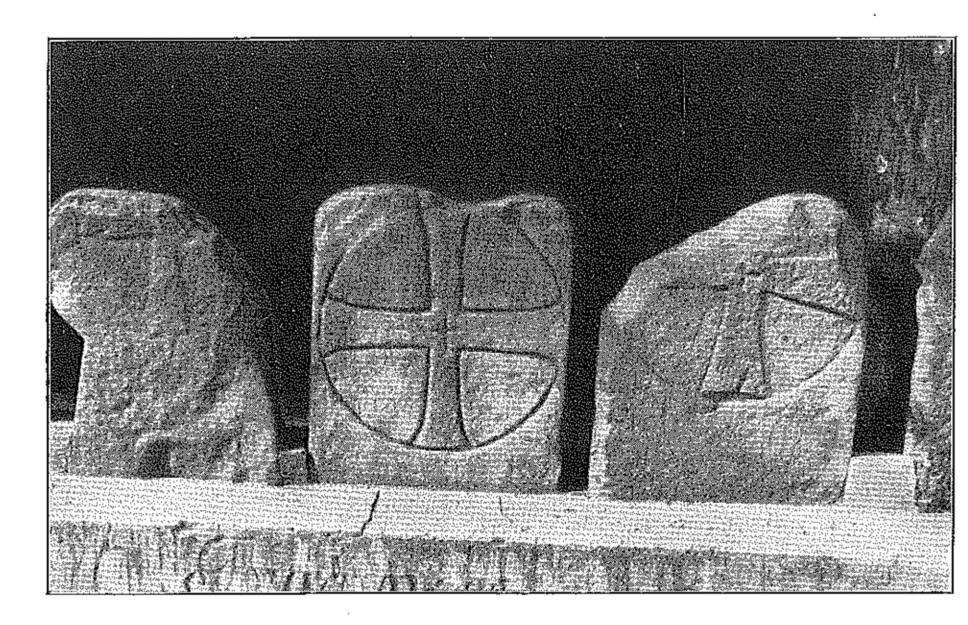


Abb. 16. Drei von den sieben Steinen am Benther Berge bei Hannover.

Deutschland auf vielen Weg- oder sogenannten Mordkreuzen (?) vor, einfach auf den Arm eingeritzt oder in schönstem Maßverhältnis, wie bei dem Kreuz von Pflanzwirbach — Rudolstadt. Hier erscheint es gleichsam wie auf einer Stange, die wiederum auf einem Bogen steht (Abb. 13). Eine ähnliche Darstellung findet sich auf dem Grabstein von Göhren, jetzt in der Sammlung zu Rochlitz; nur durchstößt dort die Stange den Boden. Erinnern wir uns hier, daß das ungleicharmige, rechtwinkelige und sogenannte „christliche" Kreuz in Germanien schon aus der vorchristlichen Zeit bekannt ist und daß es nach Palästina erst im 4. Jahrhundert nach christlicher Zeit eingeführt sein muß, wie die Funde dort aussagen!

Wie mißverstanden alte halbzerstörte Steine werden können, zeigt das Mal von Deutmannsdorf, in der Nähe von Löwenberg in Schlesien (Abb. 14, S. 371). Hier sind nur die beiden unteren Bogen erhalten. Die Arme gehen über ihre Ansatzpunkte hinaus. Die Inschrift ist häßlich neu eingehauen.

Besonders häufig finden wir das Ringkreuz in Niedersachsen und hier vorwiegend an alten Gerichtsplätzen. So in Elze beim Bauern Sievers auf der Schöppenstätt (Abb. 15, S. 371), bei dem wohl irrtümlich sogenannten „Brüninkstein" im v. Altenschen Garten in Hannover-Linden und in mehrmals wechselnder Gestaltung bei den „Sieben Trappen" am Benther Berge bei Hannover (Abb. 16). Zwei kleinere, etwas anders geartete Steine stehen an dem Wege von Mensen zum Sandberg, bei Hannov.-Münden. Sie lagen bis vor etwa 30 Jahren im Dorf als Gossensteine und sind daher etwas abgenutzt; das Ringkreuz ist aber auf beiden Seiten deutlich sichtbar.

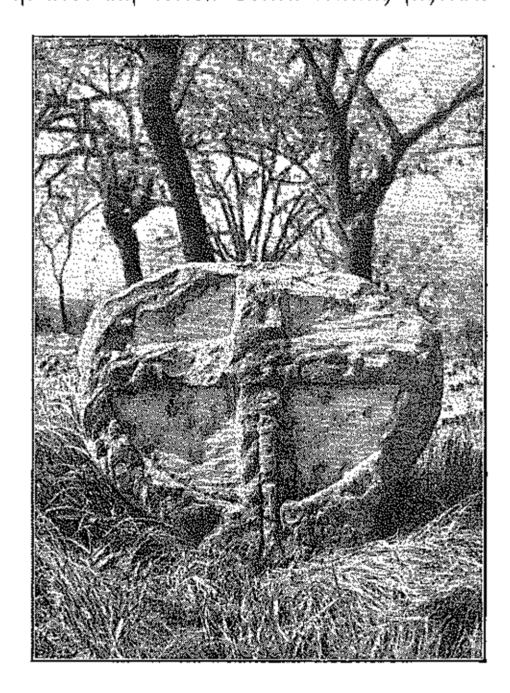


Abb. 17. Beschädigtes Mal am „Hu" in Schweinfurt-Land.

Auch in Franken stehen unsere Steine; in Schweinfurt-Land, am sogenannten „Hu", befindet sich ein leider sehr beschädigter, aus rotem Sandstein (Abb. 17). In diese Reihe gehören auch die Steine von Hemmendorf[1].

In Quedlinburg ist als ältester Bau, wohl noch aus der Ludolfingerzeit(?), die Unterkirche zu Wiperti erhalten. In dieser kleinen, dreischiffigen Pfalzkapelle sind neben anderen Zeichen auch das gehelte Hakenkreuz und das Ringkreuz (Abb. 18) erhalten. Als Bauzeit gilt der Anfang des 10. Jahrhunderts. In dem benachbarten Gernrode zeigt ein Türsturz der Stiftskirche, aus der Zeit Heinrichs I., das Ringkreuz in eigenartiger Dreigestaltung (Abb. 19). Möglicherweise wird dieses Beispiel uns einmal zu einer erweiterten Deutung bringen. Neben dem schlichten viergeteilten Kreise rechts hat das mittlere Zeichen zweimal einander entsprechend je 3 Bogenlinien und der linke Kreis dasselbe in einem zweiten inneren Kreise und in zwei Feldern je eine fünfblättrige Rose.

[1]) Siehe Germanien, 3. Folge, Heft 5/6, der von Poppenburg und der von Münder a. Deister. Letzterer sagt vielleicht etwas über das Verhältnis vom Ring- zum Scheibenkreuz aus.

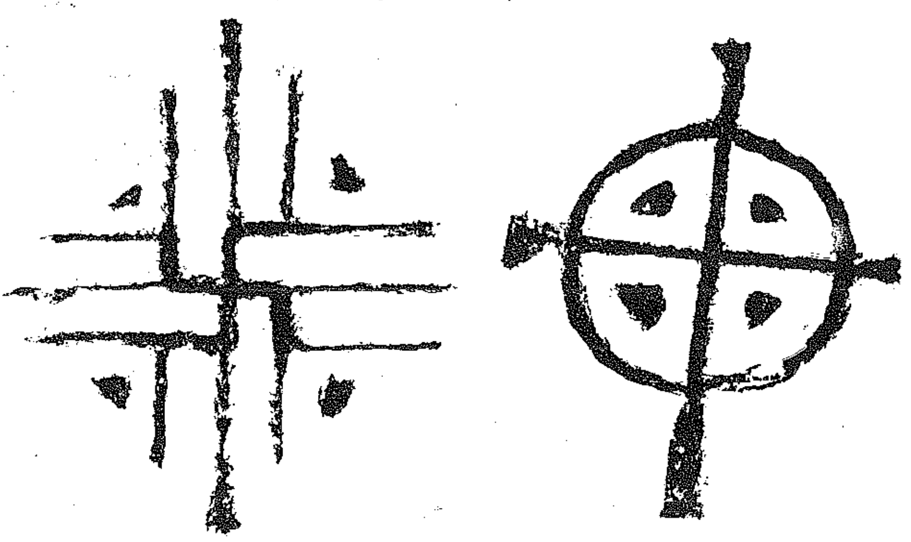


Abb. 18. Zeichen in der Unterkirche zu Quedlinburg.



Abb. 19. Türsturz der Stiftskirche zu Gernrode.

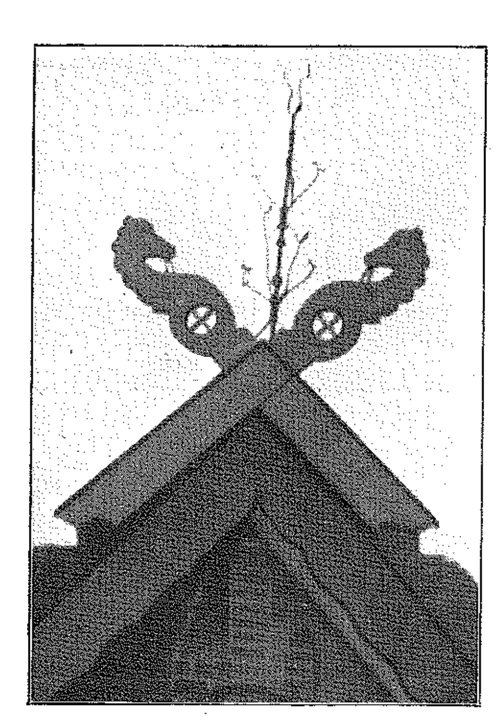


Abb. 20. Ringkreuz in der Giebelzier in Neuende.

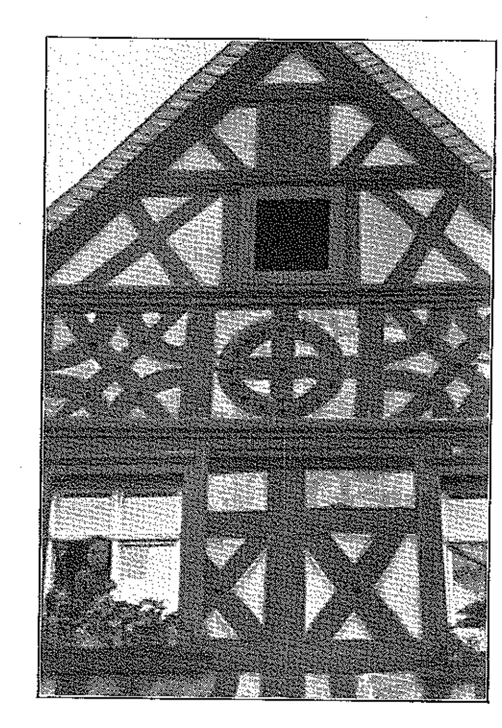


Abb. 21. Ringkreuz im Hausgiebel in Staffelstein in Franken.

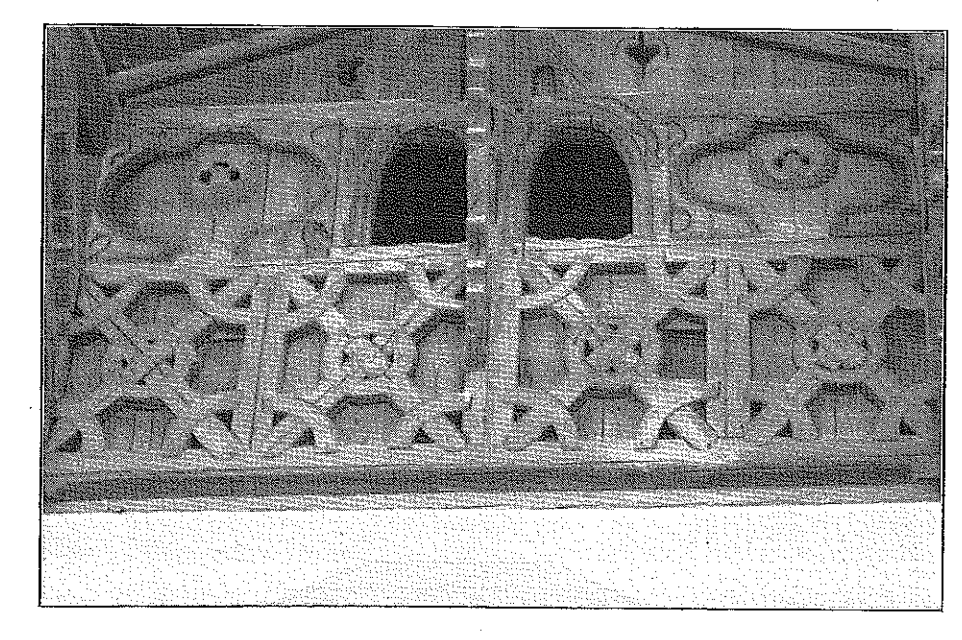


Abb. 22. Ringkreuze in Steinach am dt. Brenner (Tiroler Haus).

Das Ringkreuz im Fachwerk der Bauernhäuser.

Im Holzwerk des alten Bauernhauses ist das Ringkreuz überall auf deutschem Volksboden zu finden. Vom niederländisch-friesischen Bauernhause ist es als Giebelschmuck allein oder zwischen den Schwänen bekannt. Im Alten Lande bei Hamburg kommen Schwäne als Giebelzier häufiger vor. Eine frühe Einwanderung aus dem friesischen Teil der Niederlande in dieses Gebiet ist nachweisbar.

Das Ringkreuz ist seltener, so in Neuende (Abb. 20, S. 376), unweit von Buxtehude, vorhanden. Auch an einem reichgeschmückten Hause, 1618 in Steinkirchen erbaut, nimmt es einen bevorzugten Platz ein. In einsameren Gebieten hat es sich häufiger erhalten, so in der Rhön. Zahlreich ist es in Franken und dort ganz besonders in dem Gebiet, das auch in anderer Beziehung einen eigenen Lebensausdruck zeigt, im weiteren Kreise um den Staffelstein. Ausgeprägt ist es an einem Giebel im Orte Staffelstein selbst (Abb. 21), weiterhin in dem kleinen Weißmain am Jura mit seinen reichen Fachwerkbauten, in Kulmbach (Spitalgasse) und in Zeuln. In Tirol findet es sich dann wieder an vielen alten Bauten, soweit Germanen wohnen, also bis weit über Bozen hinaus. In der schlichten Art zeigen es gleich die ersten, alten Häuser jenseits des Brenners, in der reicheren Art das Haus „Schimpel" in Steinach, diesseits des deutschen Passes (Abb. 22). (Fortsetzung folgt.)

Der Süntelstein bei Vehrte im Osnabrückschen. Auf der 3. diesjährigen Fahrt (vgl. Vereinsnachrichten) besuchte die Osnabrücker Arbeitsgemeinschaft u. a. den Süntelstein bei Vehrte. Stud.-Rat Dr. J. Hogrebe gab dort folgenden Bericht: „Es ist mir aufgetragen worden, Ihnen über dieses sagenumwobene, altehrwürdige Denkmal aus der frühen Bronzezeit zu berichten. Ich komme der Aufforderung um so lieber nach, als ich mich seit etwa zehn Jahren mit den Fragen, die sich an solche Menhire knüpfen, beschäftige. Wir Fr. g. V. haben uns im allgemeinen gegen zwei Richtungen zu wehren, 1. gegen die Phantasten, 2. gegen die Zweifler aus Grundsatz und Überzeugung, sowie gegen die gewohnheitsmäßigen Zweifler. Auf die Gründe für die übersteigerte Zweifelsucht braucht hier nicht eingegangen zu werden, sie sind allgemein bekannt. Bei diesen Fragen geht es aber ohne etwas ‚Gelehrtenstreit' nicht ab; denn der Krieg ist der Vater aller Dinge. Nach der Weise der Phantasten, an denen wir auch in unserer Gegend keinen Mangel haben bzw. hatten, würden wir verfahren, wenn wir hier eine altgermanische Sternwarte mit einer Schar von Priesterbeobachtern hinzaubern wollten. Die Wissenschaft würde herkommen und Beweise verlangen; wir ständen mit leeren Händen da. Auf der Gegenseite steht Prof. Schuchhardt, dessen Verdienste um die Vorgeschichte nicht angetastet werden sollen. Aber Schuchhardt erkennt nur an, was der Spaten zutage fördert; und da gibt es für ihn nur Grab- und Wallanlagen. Wenn er z. B. die berühmte Anlage Stonehenge für eine bloße Grabanlage erklärt, weil in der Nähe sich Gräber befinden, so geht das nicht an. Mit demselben Rechte könnte man jede christliche Kirche, um die herum sich der Friedhof befindet, für eine bloße Grabanlage erklären. Auf den hohen Wert der Überlieferung — die Landleute der Umgegend gehen noch heute am 21. Juni zur Anlage Stonehenge, um den Sonnenaufgang dort zu erwarten — geht Schuchhardt überhaupt nicht ein. Bei solchen vorgeschichtlichen Denkmälern müssen natürlich neben dem jeweiligen Befund die Ergebnisse von Ausgrabungen, schriftliche und mündliche Überlieferung, Sage und Namengebung berücksichtigt werden. Als letztes kommt dann eine Erweiterung der Methode durch vorsichtige Analogieschlüsse hinzu. Gerade auf die Ausweitung der Methode kommt es an, wenn wir in der Erkenntnis vorankommen wollen. Sie ist es, auf die Wilhelm Teudt nachdrücklich aufmerksam macht, die gerade er meisterlich und vorsichtig anwendet, die als Forschungsmittel ausdrücklich von Prof. Neckel, Wirth u. a. anerkannt ist.

Wendet man hier beim Süntelstein eine erweiterte Forschungsweise an, dann ist schon einige Erkenntnis zu gewinnen. Zunächst sind sämtliche Forscher, die sich mit dem Süntelstein beschäftigten, wie Strodtmann, Wächter, Müller, Lienau, der Meinung, daß er kein Grabstein sei. Er sieht wahrlich nicht danach aus. Schuchhardt wird ihn vermutlich, wie er Stonehenge und die Steinkreise von Odry für Grabanlagen erklärte, ebenfalls dafür ansehen, weil etwa 2 km davon schon die ersten Steingräber liegen. Aus der Namengebung und Sage, die ihn mit dem Teufel in Verbindung bringt, der mit dem Stein die Kirche im benachbarten Venne schließen wollte, ergibt sich mit Gewißheit, daß wir es an dieser Stelle mit einer dämonisierten Kultstätte unserer Altvorderen zu tun haben. Die schriftliche Überlieferung gibt den ehemaligen Bestand eines Steinkreises an, von dem sich heute nur noch Reste finden, nämlich ein großer Stein genau im Süden, 6 m vom Hauptstein, und ein zweiter genau im Westen, 5 m von der Mitte. Der Südstein liegt fest im Boden, der Weststein ist leicht verrückbar und wahrscheinlich von seiner ursprünglichen Stelle bewegt.

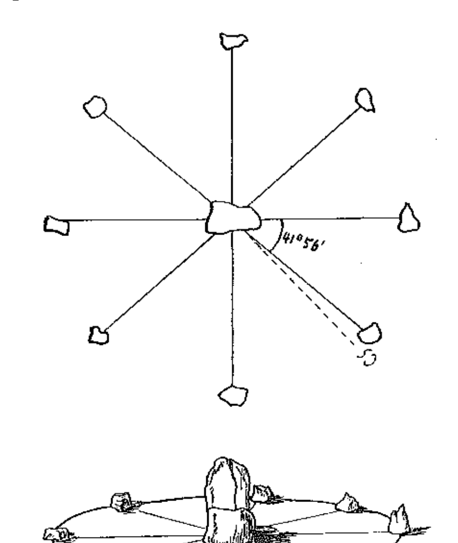
Wenn man diesen Steinkreis zunächst als Bannkreis anspricht, so wird dagegen ja wohl kaum etwas einzuwenden sein. Der Süntelstein heißt in alten Urkunden und Zeichnungen Sonnenstein. (Über den Namen vgl. w. u.) Der Stein ist also, wie auch aus der Sage hervorgeht, immer mit dem Sonnenkult in Verbindung gebracht." Es folgten im Vortrage Bemerkungen über die Kulturhöhe der Germanen, über die Bemühungen und Forschungsergebnisse Kossinnas und seiner Schüler, Teudts und der Fr. g. V., sowie besonders auch Herman Wirths, auf die hier nicht weiter eingegangen zu werden braucht.

„Aber noch einen Schritt weiter kann man kommen. Wer das ungeheure Beweismaterial Herman Wirths in seiner Berliner oder Bremer Ausstellung gesehen hat, wer vor allem dort die Steinsetzungen studiert hat, dem wird die Möglichkeit immer wahrscheinlicher, die einzelnen Steine des Bannkreises, bzw. eine bestimmte Anzahl derselben, haben eine bestimmte Stelle im Kreise und eine besondere Bedeutung gehabt. Die beigefügte Zeichnung mag das erläutern. Danach kann man acht Steine annehmen, eine Verbindung des + und des ×-Kreuzes. Das +-Kreuz gibt die vier Hauptrichtungen; der Stein selbst ist orientiert; und die vier Endpunkte des Malkreuzes geben die zweiten Schenkel der Azimute für die Sommer- und Winterwendepunkte der Sonne an. Ausgangspunkt für die Messung natürlich die NS-Richtung; Standpunkt die Mitte vor bzw. hinter dem Steine. Schon aus der beigefügten Zeichnung ist zu ersehen, wie wenig die genauen Punkte von den Mittelrichtungen NO—SW und NW—SO abweichen, namentlich, wenn man auf etwa 1800 v. Chr. umrechnet. Die Anlage hätte somit ein wirklich schönes und ebenmäßiges Bild dargeboten, dessen Überlieferung sich bis in unsere Tage im Osnabrücker Stadtwappen erhalten hat.

Die Azimute der Sonnenaufgänge für die geographische Breite des Steines zu den Zeiten der Wenden sind folgende:

	21. Juni	23. Dez.	Differenz von NO bzw. SO
heute	O 40°35′N	O 40°35′S	4°25′
um 1800 v. Chr.	O 41°56′N	O 41°56′S	3°4′

Wenn es erlaubt ist, diese Zeilen, wie sie mit einer persönlichen Bemerkung eingeleitet sind, mit einer solchen zu schließen, so sei es folgendes: Mich hat diese Stelle, seitdem ich sie das erstemal sah, immer wieder in ihren Bann gezogen, jedenfalls in weit stärkerem Maße hat sie mich stets beschäftigt, als die Denkmale und Kunstwerke der



Antike. Ich wage das auf ein Erberinnern zurückzuführen, mögen auch die Humanisten das ‚nachsichtig' belächeln."

Bezüglich des Namens führt V. Hogrebe folgendes aus: „Der Stein ist offensichtlich nach dem Berghange, auf dem er steht, benannt. Als Süntel gelten die Weserberge von Hausberge ab ostwärts und von der Weserscharte ab westwärts etwa bis Engter. Jellinghaus leitet das Wort ab von „swinth", in der Bedeutung von Steilheit; das wäre eine treffende Bezeichnung des Gebirges von seiner Nordseite aus. Das Denkmal zeitlich ohne jede Einschränkung auf die frühe Bronzezeit festzulegen, hat gewisse Bedenken; darüber muß man sich klar sein; die zünftige Wissenschaft wird es vorerst noch ablehnen, bis Grabungen und weiteres Beweismaterial die Zeitbestimmung erhärten. Zur Bronzezeit war das Klima trockener und wärmer als heutzutage, so daß das Denkmal auf dem Gebirge

kaum von Pflanzenwuchs behindert war. Dieser konnte auch durch Herdenbetrieb (Verbiß) niedrig gehalten werden. Das älteste Bild vom Süntelstein aus dem Jahre 1802, das sich im Besitze des Herrn Stadtarztes Dr. Osthoff, Osnabrück, befindet, zeigt in der Tat keinen Baumbestand und läßt die Horizontlinie im Norden erkennen. Aber nehmen wir einmal an, eine Grabung gäbe Aufschluß und Anlaß, die Zeit der Anlage auf etwa 1800 v. Chr. zu bestimmen, dann würde vermutlich die ‚Wissenschaft' — wie bei Osterholz — auf eine nichtgermanische Anlage schließen. Was wäre darauf zu sagen? Darauf ist nur zu entgegnen, die rein typologische Vorgeschichtsforschung, die derartige Schlüsse zog, ist schon in gewisser Beziehung heute überholt, ganz abgesehen davon, daß auf dem Boden, wo das Denkmal steht, ungermanische Sprachreste, insbesondere keltische Flurnamen, nicht aufzuweisen sind. Das gilt sowohl für diese Anlage, wie für die Externsteine und Osterholz."

Die Bücherwaage

Volkstum und Kulturpolitik. Eine Sammlung von Aufsätzen. Gewidm. Georg Schreiber zum 50. Geburtstage. Hrsg. von H(einrich) Konnen u. J(ohann) P(eter) Steffes. Köln: Gilde-Verl. 1932. XI, 620 S. 4°. Lw. RM. 14.—.

Diese Festschrift ist dem Prälaten Prof. Dr. Georg Schreiber gewidmet, dem bekannten Zentrumspolitiker, dem Leiter und Begründer des Deutschen Institutes für Auslandskunde in Münster. Sie enthält 39 Beiträge verschiedener Verfasser, die in fünf Abschnitte: Staat, Fragen der Forschung, Kulturpolitik, Volkstum und Volkskunde, über die Grenzen eingeteilt sind. Neben solchen, die allgemeines Interesse beanspruchen können, — genannt seien: Steffes, Staat, Kultur und Erziehung; Rodenwaldt, Archäologie als nationale und internationale Wissenschaft; Otto Fischer, Kunst und Politik; Lemberg, Kulturgrenze und Volkskunde in Böhmen —, findet man aber auch speziellere, z. B. über „Deutsche Caritas für Akademiker", „Internationale Wissenschaftsbeziehungen der Görresgesellschaft", „Raiffeisen-Vereine in Indien" usw.

Uns gehen hier drei Beiträge besonders an. Da ist zunächst der von Prof. Otto Lehmann-Altona, „Die Volkskunst in der Internationalität", der einen allgemein gehaltenen, interessanten Überblick über den Stand der Volkskunstforschung in den verschiedenen Ländern, auch außereuropäischen gibt. Die Ausführungen gipfeln in sehr bemerkenswerten Kundgebungen (S. 116): „Die Volkskunst ist eine seelische Macht.... Als Ganzes bedeutet sie den Zentralherzpunkt des Volkslebens, ist der Ausdruck des künstlerisch religiösen Gewissens des ganzen Volkes. Und es ist kaum auszudenken, welcher Erfolg einer Politik beschieden wäre, die aus dem Gewissen des Volkes, aus der Volkskunst heraus, orientiert wäre.... Das künstlerische Gewissen ist ein Blutgewissen, die Volkskunst ist ein Glaube, eine Religion des Blutes, und Blut ist und bleibt nun einmal das fruchtbarste Element."

Zweitens heben wir die Ausführungen von Prof. Adolf Helbok-Innsbruck hervor (S. 327—357): „Durch Volksgeschichte zur Neuform unserer Staatsgeschichte". Das Thema ist die Devise, die der warmherzige und weitblickende Verfasser ausgibt. Die Aufgaben und Ergebnisse der Landes- und Siedlungsgeschichte, der Volks- und Rassenkunde fordern eine Neuauffassung der politischen Geschichte, die von Landschaft, Rasse, Volk aus gesehen werden muß. „Es ist bezeichnend, daß gerade die Jugend eine radikale Erweiterung der Quellen und eine Neueinteilung der Geschichte fordert, und daß solchen Forderungen gegenüber die alten Positionen fast nicht verteidigt werden" (S. 329). Die Gefahr des Spezialistentums wird deutlich gekennzeichnet: „Unsere Jugend, wenigstens ihr besserer Teil, geht aufs Ganze und schätzt den Wissenschaftler gering."

Auf diesen erfrischenden Beitrag Helboks folgt ein Aufsatz von Dr. Karl Meisen-Bonn über „Volkskunde und christliche Kultgeschichte, ein Beitrag zur Problematik und Methodik der Volkskunde". Meisen ist ein Gegner der in „Germanien" vertretenen Anschauungen; leider ein Gegner, den wir nicht ernst nehmen können. Man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die seltsame Art, in der hier die

„Volkskunde" zur Magd ultramontan-katholischer Kirchenpolitik gemacht wird, über die Unkenntnis der bisherigen volkskundlichen Forschung und ihrer Ergebnisse, oder über das Fehlen leidenschaftlich-völkischen Fühlens, ohne das der Volkskundler nichts auszurichten vermag. Gegner seiner Auffassung schiebt M. beiseite, ohne auch nur den Versuch zu machen, sie zu widerlegen, ja ohne deren Werke überhaupt gelesen zu haben. Jene wundervolle Germantik — genannt „Romantik" —, die das bisher stärkste Wiederaufleuchten germanischen Bluterbes bedeutet, ist in den Augen Meisens ein Verhängnis. Die damals erst eigentlich beginnende volkskundliche und germanistische Forschung — aus einer tiefsten Sehnsucht des Volksherzens geboren — stand nach M. eben wegen der germanischen Richtung „unter einem unglücklichen Stern", wurde durch den romantischen Geist „auf einen verhängnisvollen Irrweg geführt". „In den mannigfachen Äußerungen des Volkstums sahen die Brüder Grimm nur Reste einer angeblich (!) hochstehenden germanischen oder sogar indogermanischen Kultur" (!!). Nein, die Brüder Grimm und ihre Nachfolger sind Entdecker gewesen, eben vermöge ihres glühenden völkischen Fühlens, das M. in geringschätzigem Tone als „romantisch" bezeichnet. Es ist nicht nötig, sie gegen die Behauptungen Meisens zu verteidigen, der sie alle unterschiedslos als „Mythologen" abtun zu können glaubt. Ebenso bedauert M. natürlich auch die „Nachblüte" der Germantik in unseren Tagen, d. h. die Forschungen E. Jungs, H. Wirths, W. Teudts u. a., die er in Anm. 2 nennt, und denen er vorwirft, daß sie die Einflüsse des Christentums und der Antike auf die deutsche und abendländische Kultur übersähen, die stärker daran beteiligt seien als das Erbe des alten Germanentums. Die Tatsachen aber, die von den genannten Forschern entdeckt wurden, und die eine ungeahnte Kontinuität der germanischen Kultur in der tiefsten Schicht der „abendländischen Kultur" beweisen, hat er nicht zur Kenntnis genommen. Seine Ablehnung bedeutet nur eine verantwortungslose Behauptung ohne Begründung. M. steht, ohne es freilich öffentlich auszusprechen, auf dem wissenschaftlich erledigten Standpunkt, die Germanen — und gar erst die Indogermanen, von denen M. übrigens überhaupt nichts weiß — seien Barbaren gewesen. Es ist für ihn daher selbstverständlich, daß nach einer kurzen Periode der „Germanisierung des Christentums" die christliche Kirche (und „die Antike") die allein kulturbestimmende Macht des Mittelalters war.

Die Volkstümlichkeit der Heiligen z. B. sei nicht daraus zu erklären, daß sie an die Stelle germanischer Götter getreten seien. Michael, Georg, Leonhard, Stephan hätten nichts mit Wotan zu tun, ebensowenig Petrus mit Donar und Martin mit einer fränkischen Gottheit. Wir bestreiten nicht, daß die Forschung hier noch manche Aufgabe hat. Aber mit der Bestreitung eines Zusammenhangs zwischen volkstümlicher Heiligenverehrung und heidnischem Götterkult steht Meisen allein. Selbst katholische Forscher, wie der kürzlich verstorbene Hindringer, teilen seine „Skepsis" nicht. Was M. selbst über Michael z. B. anführt, spricht entschieden gegen seine eigene These. Die Voraussetzung für diese These ist letzten Endes die Annahme eines Hohlraumes an Stelle der germanischen Kultur und Religion, einer tabula rasa an Stelle der germanischen Seele, kurz die völlige Leugnung der germanischen Substanz. M. wirft an anderem Ort den germanisch gerichteten Volkskundlern die Vernachlässigung des Mittelalters vor. Angenommen er hätte darin recht, so wäre das eine Kleinigkeit, gemessen an seiner eigenen Nihilisierung des jahrtausendealten germanisch-nordischen Heidentums. Man muß sonderbare Vorstellungen haben von heidnischer Religion, die in Blut und Boden wurzelt, wenn man annimmt, die Mächte, die der germanischen Seele sich offenbarten auf Bergen, in Bäumen, Flüssen, Quellen, im Feuer und in der Sonne, die seien plötzlich mit einem Schlage wirkungslos geworden....

An zwei Beispielen wollen wir die „Methode" Meisens beleuchten. Das Pferdepatronat des Hl. Stephan ist für M. ein „kompliziertes Problem", weil nämlich dieser Heilige von sich aus keine Beziehung zu Pferden, geschweige zu Roßrennen hat. Aber die allgemein angenommene und einzig richtige Erklärung, daß der uralt germanische (bereits urindogermanische) Brauch der Roßrennen und des Roßopfers zur Julzeit — als Rest dieses Opfers ist der Aderlaß der Pferde am Stephanstage in der Schmiede zu verstehen — lediglich, weil der Tag im Kirchenkalender dem Stephan gehörte, unter dessen Schutz gestellt wurde, wird von M. nicht in Erwägung gezogen. Der Grund ist: M. weiß nicht, daß diese germanischen Roßrennen eine feststehende Tatsache sind (vgl. Neckel in „Germanien", Heft 1, 1933 und Philippson, Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen, L. 1929, S. 202 f.). Für ihn kommt nur Entlehnung der Umritte aus der „Antike", insbesondere dem alten Rom, auf dem Wege über die katholische Kirche in Frage. Daß gerade das

heidnische Altrom in nächster Verwandtschaft zu Germanien steht und die Übereinstimmung zwischen beiden betreffend Roßsymbol und sakrale Roßrennen ein schönes Beispiel dieser Urverwandtschaft ist, das — übersieht Meisen.

Als zweites Beispiel nehmen wir seine Auslassungen über die „Jahresfeuer“ Nordeuropas. Diese Jahresfeuer, insbesondere das Johannisfeuer, sind nach M., obgleich er diese seine Meinung nur andeutet, entlehnt und jedenfalls nicht germanischer Herkunft: „Angesichts der Tatsache, daß die Germanen nicht nur keinen Feuerkult, sondern höchstwahrscheinlich auch keine Sonnenverehrung gekannt haben, dürfte eine Überleitung aus dem Germanischen vielleicht gar nicht möglich sein.“ „Möglich“ aber wäre ein „Zusammenhang mit antiken Bräuchen. Es ist nämlich eine auffallende Ähnlichkeit zwischen den römischen Palilien und den nordeuropäischen Jahresfeuern.“ Meisen weiß also nicht, daß der solare Feuerkult nicht sowohl germanisch ist als vielmehr urindogermanisch (siehe vor allem L. v. Schroeder, Arische Religion), und daß die römischen Jahresfeuer also mit den germanischen („nordeuropäischen“) urverwandt sind.

In sonderbarer Naivität spricht M. am Schluß selbst aus, welche „Methode“ er verfolge: Zunächst sei der „Einfluß von Antike und Christentum auf die abendländischen Völker“ zu erforschen. Erst, „nachdem die das gegenwärtige Volkstum bestimmende Schichtung, die durch Christentum und Antike bedingt ist“, systematisch von der Forschung abgetragen sei, sei auch die Frage nach dem nationalen Erbgut für jedes Volk im besonderen zu stellen. Wer wundert sich, wenn bei dieser „fröhlichen Wissenschaft“ die Germanen leer ausgehen. M. macht den großen Fehler, daß er folgendes nicht berücksichtigt: die Römer und Griechen sind Indogermanen und also den Germanen urverwandt. Griechische wie römische Bräuche können daher sehr wohl zugleich auch germanische sein, nach Meisens schöner „Methode“ aber werden solche urverwandte Kulte als nichtgermanisch „bewiesen“. Aber selbst in dem komplexen, synkretistischen Christentum sind Elemente nördlicher Herkunft erhalten, so ist z. B. die ganze sog. altchristliche Symbolik (Kreuz, Christogramm, Fisch, Hakenkreuz, Rad usw.) nordeuropäischer Herkunft.

Es wird behauptet, Meisen habe den Beweis erbracht, daß die „volkstümlichen“ Bräuche des Mittelalters meist nicht germanischer, sondern kirchlicher (und „antiker“) Herkunft seien; er habe in helles Licht gesetzt, welche Bedeutung für die abendländische Kultur „das Sacrale, das Kultische, das Liturgische, das mit dem Christentum in das Abendland einzog, in seiner Lebensfülle und seiner irrationalen Schöpferkraft“ habe. (G. Schreiber im Vorwort zu Meisens Nikolaus, in dem M. bewiesen haben will, daß der volkstümliche Nikolausbrauch „rein kirchlichen Ursprungs“ sei. Alle Fachkundigen sind sich darüber einig, daß dieser Beweis mißglückt ist. Wir werden auf das Nikolausbuch noch ausführlich in „Germanien“ zurückkommen.)

Es war daher notwendig, darzutun, daß die Schlußfolgerungen Meisens unbegründet sind. Dr. Otto Huth.

Zeitschriftenschau

Zur Siedlungsforschung

Ernst Sprockhoff, **Vorläufiger Bericht über die Ausgrabung der Hünenburg von Stöttinghausen, Bezirk Bremen.** Germania. Jahrg. 17, Heft 3, 1933. Verlag Walter de Gruyter & Co. Der Ringwall von Stöttinghausen ist einer der kleinen Rundlinge in Niedersachsen, deren es viele gibt, die aber noch längst nicht genügend erforscht sind. Das Innere ergab eine Reihe von Hausgrundrissen und in der Nähe des Tores eine große Halle. Das Tor zeigte gewaltige Türpfosten und war durch mächtige Pallisadenwände geschützt. Nach innen zu zeigten sich vier besonders starke Pfosten, auf denen offenbar ein Turm geruht hatte. Der heute noch 3 Meter hohe und an seiner Sohle 15 Meter breite Wall ist aus Lehm und Plaggen erbaut und im Inneren durch eine besonders sinnreiche Konstruktion aus Balkenlagen befestigt. Der Graben ist ein Spitzgraben von 3,50 Meter obere Breite und 1,25 Meter Tiefe. Zwischen ihm und der ehemaligen Wallfront zeigte sich deutlich eine Berme von 3 Meter Breite und 0,75 Meter Höhe. Über die Zeitstellung kann bisher nichts ausgesagt werden, da sich an Funden nur wenige, uncharakteristische Scherben gefunden haben. Im allgemeinen werden die niedersächsischen Rundlinge der Karolingerzeit zugeschrieben, ohne daß bisher ein vollgültiger Beweis dafür erbracht werden konnte. / Ernst Frickhinger, **Spiralkeramische Siedlung bei Herkheim, B. A. Nördlingen.** Ebenda. Bei Fortsetzung der schon 1931 begonnenen Grabungen ergab sich auch hier ein Speicherhaus, ähnlich, wie sie in großer Zahl in der neolithischen Siedlung Köln-Lindenthal aufgedeckt wurden. Neben anderen Feuerstellen wurde auch ein Back- oder Töpferofen festgestellt. / Joachim Werner, **Die germanische Siedlung auf dem Wederberg in Kettow.** Brandenburg. Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege. 10. Jahrg. Heft 6, 1933. Verlag Müller-Eberswalde. Auf dem Wederberg, einer rings von Sumpf umgebenen Anhöhe am rechten Dahmeufer, konnte eine ausgedehnte germanische Siedlung aus dem 1. und 2. Jahrh. n. Chr. aufgedeckt werden, wodurch diese Zeit auch für den Kreis Beeskow-Storkow belegt ist. Zahlreiche Pfostenlöcher, ein vollständiger Hausgrundriß und vielerlei Gerät konnten festgestellt werden. An derselben Stelle fanden sich Spuren einer Siedlung der Kugelamphoren-Kultur, also vom Ende der Jungsteinzeit. / Richard Hennig, **Larsens Jomsburg-Buch und die Frage der Swolderoie.** Unser Pommerland. Verlag Fischer & Schmidt-Stettin. 18. Jahrg. Heft 6, 1933. Dr. Sofus Larsen hat ein Buch „Jomsburg“ herausgebracht (Verlag H. H. Thieles Bogtrykkert, Kopenhagen 1932), in dem er gleich anderen Forschern die Ansicht vertritt, daß der Handelsplatz Jumne mit der kriegerischen Festung Jomsburg gleichzusetzen sei, also deren friedliche Fortsetzung wäre. Er sucht sie jedoch nicht auf Wollin, das neuerdings wieder dafür in Anspruch genommen wurde, sondern an der Peenemündung, die allein alle Bedingungen erfülle. Verfasser schließt an diesen Bericht eine Untersuchung über die Frage, in welcher Insel die Svolderoie zu suchen sei, bei der Olaf Tryggvason, der Norwegerkönig, am 9. September 1000 in heißer Seeschlacht den Tod fand, als er von friedlichem Besuch aus dem Wendenland heimkehrte. Bisher suchte man sie in der Greifswalder Oie. Da jedoch der geschilderte Hinterhalt unmöglich auf offener See bei der kleinen Greifswalder Oie gelegt worden sein kann, kommt nur die Insel Riems dafür in Frage, eine Auffassung, die auch durch andere Überlieferungen der Sagas gestützt wird.

Kultur und Technik

W. La Baume, **Der Schiffsfund von Ohra bei Danzig.** Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit. Verlag Kabitzsch-Leipzig. 9. Jahrg. Heft 6. 1933. Bei dem südlich von Danzig gelegenen Vorort Ohra wurde im „Niederfeld“, einem zum Depressionsgebiet des Weichseldeltas gehörigen, sehr feuchten Gelände, bei Anlage eines Grabens zwei Schiffe im Schlamm entdeckt. Sie sind im Spantenbau aus Eichenholz gefertigt, und verraten ein außerordentliches Können im Schiffsbau. Boot 1 ist nach den erhaltenen Resten 12,8 Meter lang und 2,38 Meter breit gewesen. Die Bauart ist der des Nydam-Bootes und der Wikingerschiffe ähnlich, doch konnten wegen der Ungangbarkeit des Geländes datierende Funde nicht festgestellt werden. In der Nähe sind jedoch schon früher mehrfach Funde gemacht worden, die der Wikingerzeit zugehören, sodaß man hier vielleicht einen Zusammenhang vermuten darf. / Hans Jürgen Eggers, **Ein frühkaiserzeitlicher Grabfund von Poggendorf, Kreis Grimmen, Vorpommern.** Prähistorische Zeitschrift. Band 23, Heft 3/4, 1932. Der Fund umfaßt außer einer großen Bronzeschüssel und einer Bronzekasserolle römischer Herkunft und den Fragmenten eines Metallspiegels, der offenbar viereckig gewesen ist, also eine Besonderheit darstellt, Schere, Messer, Trinkhornbeschläge und zwei Nadeln, die insgesamt aus Bronze gefertigt sind und ausnehmend schöne Stücke germanischer Arbeit darstellen. Auffallend ist das Messer, das ebenso wie die Schere sehr fein im Tremolierstich verziert ist. Der Griff ist voll aus Bronze gegossen, und auf der Klinge befinden sich auf der einen Seite ein Hakenkreuz, auf der anderen ein sogen. Krückenkreuz. Verfasser untersucht die Zeitstellung und kommt zu dem Schluß, daß der Fund der ersten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts zuzuweisen ist. / Günther Behm, **Ein kaiserzeitliches Brandgrubengrab bei Pessin (Kreis Westhavelland).** Ebenda. Am Ende eines Verbrennungsplatzes, der aus einem flachen Steinpflaster bestand und auf dem sich Knochensplitter und Reste von Holzkohle befanden, wurde ein Brandgrubengrab gefunden, das außer einem Messer mehrere interessante Fibeln lieferte. Sämtliche Funde gehören ins zweite nachchristliche Jahrhundert. / Adam Günther und Hans Zeiß, **Merowingische Grabfunde von Mühlheim, Kr. Koblenz.** Germania. 17. Jahrg., Heft 3, 1933. Bei Anlage einer Tongrube sind

1915 bei Mühlheim zahlreiche fränkische Gräber aufgedeckt und unbeachtet zerstört worden. Später konnte der bedeutsamste Teil der Funde für das Schloßmuseum gerettet werden. Besonders beachtlich sind darunter die Beschläge eines Kästchens und eine Kette. Soweit diese erhalten ist, besteht sie aus einem Gehänge, das erst durch einen stilisierten Vogelkopf, dann durch ein Kreuz unterbrochen wird. Sie endigt in Ringen, an denen u. a. kleine Nachbildungen vom Skramasax und der Franziska hängen. / R. Odencrants, **En unik Spännbuckla.** Fornvännen. Stockholm. 1933, Heft 4. Verfasser berichtet über eine eigenartige Spangenfibel, die bei Marsta, Kirchspiel Välinge (Uppland), gefunden wurde, und dem 8. Jahrh. n. Chr. angehört. Sie zeigt eine sonst nicht übliche Rautenmusterung, deren Grund mit Tierornamentik ausgefüllt ist.

Germanen und Slawen

Die Ostlandberichte, Jahrg. 7. Nr. 1/3, 1933 bringen aus der polnischen Forschung über deutsche Gebiete: B. Stelmachowska, **Aus der Vergangenheit der nordwestlichen Slawen.** Verfasserin behauptet, die polnische Meeresideologie beruhe auf alter Tradition, denn die südlichen Küsten der Ostsee seien urslawisches Land gewesen. Im Weichselland seien slawische Bewohner bis zur Zeit um Christi Geburt nachweisbar, wobei die eindeutigen Berichte des Tacitus, wonach in ganz Polen germanische Stämme siedelten, als Irrtum abgetan werden, der auf mangelhafter Kenntnis des Weichsellaufes beruhe! Auch die bedeutenden Feststellungen Brückners, der durch sprachliche Untersuchungen bewiesen hat, daß die Slawen von Hause aus kein meeransässiges Volk gewesen sein können, werden leichthin als erledigt abgetan. / K. Tymieniecki, **Die Rolle Pommerns in der frühen Geschichte Polens.** Eingangs behauptet Verfasser unter Anziehung der Bemerkung des Ptolemäus über den wenedischen Meerbusen, die Ostsee sei das den Polen am längsten bekannte Meer gewesen, und der Andrang der Ostgermanen habe diesen Zustand nur zeitweilig unterbrochen. Die frühgeschichtlichen Kämpfe zwischen Pomoranen und Polen seien eine innerpolnische Angelegenheit, jene seien ebenso wie die Kaschuben mit den Polen eines Stammes, und die Gegensätze seien vorwiegend religiöser Art gewesen, da die pommerschen Stämme lange am Heidentum festgehalten haben. Die anschließende Behandlung der mittelalterlichen Geschichte dieser Gebiete trägt denselben tendenziösen Charakter. / Ein vom gleichen Verfasser im Druck erschienener Vortrag **„Die historischen Beziehungen der Polen zum Meere“**, der im „Baltischen Institut“ in Gdingen gehalten wurde, baut auf den gleichen Behauptungen auf und wendet sich eingangs besonders gegen die von polnischen Dichtern vertretene Auffassung, daß die Polen ein ausgesprochen kontinentales Volk seien, (was bekanntlich den Ergebnissen sachlich gerichteter Forschung entspricht!)

Aus der Forschung

Rudolf Stampfuß, **Humanismus und deutsche Vorgeschichte.** Die Sonne. Armanen-Verlag-Leipzig. 10. Jahrgang, Heft 10, 1933. Der Aufsatz bringt in anschaulicher Weise die Bedeutung des älteren Humanismus für die Aufhellung unserer deutschen Vergangenheit zur Darstellung und stellt ihn dem jüngeren Humanismus gegenüber, der zu einem ausgesprochenen Verneiner unserer germanischen Vorzeit geworden war. / Berichtigung: Die im letzten Heft angeführte Bemerkung über den **„Schriftscherben von Seltsch“** von O. Reche und F. Richter befindet sich nicht im Mannus, sondern in der Prähistorischen Zeitschrift, Bd. 23, Heft 3/4, 1932.

Hertha Schemmel.

Volk und Glaube. Monatsblatt f. d. deutschen Heimatglauben. Geleit v. Georg Groh. Rig-Verlag, Schweinfurt. Halbj. 1.10. Heft 8 des 1. Jgs. enthält u. a. einen Aufsatz des Herausgebers „Der Mythos von der Kirche“, einen Beitrag von R. v. Lossow, „Was erwartet der Deutsche von einer neuen Religion?“ und eine Erinnerung von Ulrich von Hutten, dessen Todestag sich am 23. 8. sich zum vierhundertsten Male jährte.

Wir müssen uns stets gegenwärtig halten, daß der Schwerpunkt der Wissenschaft der Vorgeschichte nicht in den einzelnen Fundstücken liegt, obwohl es auch an herrlichen Kunstwerken aus der Vorzeit gewiß nicht fehlt, sondern in dem Aufbau der Wissenschaft vom gesamten Leben unserer Vorfahren, sowohl von dem äußeren, mehr stofflichen, wie von dem inneren, mehr gedanklichen Leben, also in dem Aufbau einer Kulturwissenschaft, für die der Museumsinhalt nur einen Teil der Grundlage bildet.

Gustaf Kossinna

Vereinsnachrichten

Germanische Heiligtümer. III. Auflage. Der notwendig gewordene Neudruck bringt neben der Ausmerzung von Fremdwörtern nur unwesentliche und kurze Verbesserungen, die sich ohne Verschiebung des stehenden Satzes anbringen ließen. Die Gründe dafür, daß die an sich wünschenswerten Ergänzungen und der Ertrag zahlreicher Freunde der beabsichtigten Herausgabe eines Ergänzungsbandes vorbehalten bleibt, liegen sowohl in der Kürze der jetzt zur Verfügung stehenden Zeit, als auch in dem Wunsche, die in den Händen so vieler befindliche 2. Auflage nicht zu entwerten.

Wilhelm Teudt.

Osnabrück. Auch die dritte Sommerfahrt (19. 8.) der Arbeitsgemeinschaft war sehr zahlreich besucht. 170 Teilnehmer vertrauten sich der Führung von Lehrer Westerfeldt (Haltern) an. Besonders zu erwähnen ist, daß zwei Oberprimen ihren Wandertag benutzten, um an der Fahrt der Freunde germanischer Vorgeschichte teilzunehmen. Die neuen Richtlinien unserer Regierung für den Unterricht in der deutschen Vorgeschichte treffen bei der Jugend auf den begeisterten Wunsch, die Heimat kennen und lieben zu lernen und mit dem ehrwürdigen Erbe unserer Väter vertraut zu werden.

Im Dorf Vehrte besuchten die Freunde den alten Hagerhof und empfanden in der großen Diele, in deren Flett das Herdfeuer brannte, wie der Herd, betreut von der Hausfrau, des Mannes Gefährtin und des Hauses Priesterin, den Vorfahren die heilige Stätte des Hauses war.

Über Schwagstorf mit dem alten Dingplatz inmitten der Gehöfte, über den Ohlberg (ein altes Wotansheiligtum), den Wiebusch (geweihter Busch) und den Hof Lüchtenburg ging die Fahrt weiter zu den Darpvenner Steinen, drei großen Hünengräbern und einem Hügelgrab inmitten der blühenden Heide. Lehrer Westerfeldt erinnerte hier daran, daß die gewaltigen Steingräber die Häuser für die Toten des Geschlechtes waren, so wie die eichenumrauschten Höfe die Heimstätten für die Lebenden des Geschlechtes, in dem der einzelne Mensch nur ein Glied einer ewigen Kette darstellt.

Zu Ende der Fahrt versammelten sich die Freunde um den mächtigen, eigenartig geformten Süntelstein bei Vehrte (Näheres über diesen Stein vgl. in vorliegendem Heft, Seite 376—378). Die Sage vom „Teufelsstein“ läßt hier eine dämonisierte (in Verruf gebrachte) germanische Kultstätte vermuten. St.-R. Dr. Hogrebe gab den Gedanken zur Erwägung, ob es sich hier wohl um den Mittelpunkt eines Kalenderkreises handle.

Die letzte Sommerfahrt dieses Jahres ging am 10. Scheidings zu den Externsteinen. Auch zu dieser Fahrt hatte sich eine erstaunlich hohe Zahl von Teilnehmern eingefunden. Wir brauchen an dieser Stelle nicht zu wiederholen, was unser stets selbstlos bereite 1. Vorsitzende Oberstlt. Platz, an den Steinen, in Oesterholz, an den Dreihügeln und in Langelau vortrug, aber wiederholen möchten wir, was in einem Zeitungsbericht (Osnabrücker Zeitung) Grundsätzliches gesagt wird: „Die Erkenntnis, daß Rasse und Vorgeschichte die beiden wichtigen Grundpfeiler der im Entstehen begriffenen neuen deutschen Kultur sind, bricht sich immer weiter Bahn. Die ‚Freunde germanischer Vorgeschichte‘ haben es stets als ihre Hauptaufgabe angesehen, diese Erkenntnis, jedem verständlich, in alle Schichten und Stände unseres Volkes zu tragen. Vorgeschichtswissen nur als Museumsstück oder nur als das Studium weniger Auserwählter wäre nicht das, was einem ganzen Volke Auftrieb zu seinem eigentlichen, artgemäßen Lebensstil geben könnte. Die germanische Vorgeschichte muß ein fester Bestandteil des Wissens aller werden! Diesem Ziele dienen die Veranstaltungen der ‚Freunde germanischer Vorgeschichte‘.“ —

Am Schluß der 3. Sommerfahrt sprach Rechtsanwalt Dr. Heisler als einer derjenigen, der an allen Veranstaltungen teilgenommen hatte, seinen Dank aus für die so notwendige Arbeit, die die „Freunde germanischer Vorgeschichte“ für Volk und Vaterland leisten. „Im Sommer die lebendige Anschauung aus der Landschaft selbst, im Winter Vorträge, die das Gesehene auswerten nach dem heutigen Stand

der Vorgeschichtswissenschaft — so wird unserem Volke in allen verständlicher Weise Kenntnis seiner Vorgeschichte vermittelt. Nur so findet der Deutsche zu den Wurzeln seines Wesens zurück.“ — —

Von Detmold aus können wir in freudiger Anerkennung hinzufügen, daß der Dank, der den Leitern der Osnabrücker Arbeitsgemeinschaft ausgesprochen wurde. wirklich verdient ist! Osnabrück war ein sehr schwieriges Gebiet für unsere Bestrebungen, aber durch tatkräftigsten Einsatz der dortigen Führung gelang es, diese Schwierigkeiten zu überwinden.

Wuppertal. Am 28. Oktober hat sich in Wuppertal eine neue Ortsgruppe der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte“ gebildet.

Die in Wuppertal ansässigen Einzelmitglieder unserer Vereinigung hatten sich am 28. 10. im Hotel „Vereinshaus“ in Wuppertal-Barmen zu einem Ausspracheabend zusammengefunden, und füllten zusammen mit zahlreichen Gästen den Versammlungsraum. Erfreulicherweise waren auch Vertreter der benachbarten Ortsgruppen Essen und Hagen erschienen.

Herr Dr. Mommer hielt einen Lichtbildervortrag über das Thema „Die Externsteine im Teutoburger Walde — heiliger deutscher Boden“. Er gab zunächst ein Bild des äußeren Befundes und suchte sodann die Kulthandlungen zu rekonstruieren, die sich in der Zeit, in denen die Externsteine noch ein heiliges Lebenszentrum des alten Germanien waren, im Bereich der Felsen abgespielt haben. Gestützt auf gleichartige Bräuche von Mysterienbünden der verschiedensten Völker und Zeiten und unter Heranziehung der Schilderung in Tazitus Germ. Kap. 39 deutete er die einzelnen noch heute sichtbaren Vorrichtungen in den Kulthöhlen und gab eine lebendige Schilderung der Weihehandlung, die sich zum Feste der Wintersonnenwende dort abgespielt hat. Die naheliegende Frage nach dem geistigen Gehalt der Mysterienhandlung beantwortete der Redner an Hand der Forschungsergebnisse Herman Wirths, indem er — wieder mit Lichtbildern — die Wirthsche Konstruktion von der nordischen Lichtsymbolik erläuterte. Es ergab sich daraus das Bild, daß der uralte Auferstehungsglaube des nordischen Monotheismus beim Vordringen der nordisch-atlantischen Menschen in südliche Breiten den Landesbewohnern nicht begreiflich gemacht werden konnte, sondern in Mysterienkulten als Geheimwissen der Eingeweihten gehütet wurde. Es wurde gezeigt, wie diese Mysterienbräuche sich nahezu unverändert Jahrtausende hindurch bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Heute braucht es keiner Geheimbünde, um das heilige Urwissen zu bergen, heute ringt ein in Blut und Boden verwurzeltes, um seiner Väter Wesen und Glauben wissendes Volk um seinen deutschen Gottesglauben.

Nach dem Vortrage, der lebhaften Beifall fand, und zu längerer Aussprache Anlaß bot, konstituierte sich die neue Ortsgruppe, der alsbald eine ganze Anzahl der eingeladenen Gäste als Mitglieder beitraten, unter dem Vorsitze des Herrn Bankdirektor Dr. Mommer. (Anschrift: Wuppertal-Barmen, Mendelssohnstr. 13.) Die Vertreter der Nachbarortsgruppen, Herr Jng. Kottmann für Hagen und Herr Studienrat Ricken für Essen, begrüßten den neuen Zweig am Baume unserer Vereinigung.

Zum Neckelvortrag: **„Der Wert des altmodischen Schrifttums für die Erkenntnis germanischen Wesens.“** — Der Vortrag, den Prof. Dr. Gustav Neckel auf unserer diesjährigen Tagung in Bad Pyrmont gehalten hat, ist in Heft 7/8 der „Zeitschrift für Deutsche Bildung“ (9. Jahrgang) erschienen.

Herman Wirths Werke von unbemitteltem Jnteressenten antiquarisch zu kaufen gesucht. Angebote werden durch die Geschäftsstelle (Detmold, Bandelstr. 7) befördert.

Vortragstext. Einen im wesentlichen auf den Forschungen von Teudt und Wirth beruhenden Bildstreifen nebst Text über „Altnordische und Germanische Astronomie“ hat unser Mitarbeiter Riem geschrieben. Es sind 30 Bilder, der Text reicht für eine Stunde. Zu erhalten gegen Einsendung von 4 RM. auf Postscheckkonto Berlin 56 33 des Prof. Dr. Riem, Potsdam.

Architekt **Hermann Wille** (Berlin-Wilmersdorf, Spessartstraße 13) ist bereit, Lichtbildervorträge über seine Forschungen (vgl. Heft 11, S. 329—336) in entsprechend interessierten Kreisen zu halten. Das von ihm eröffnete überraschende Neuland zur Frage germanischer Gotteshäuser ist größter Beachtung wert. (Schriftleitung.)

Wegen Raummangel können verschiedene, für die „Vereinsnachrichten“ bestimmte Eingänge erst im folgenden Heft berücksichtigt werden. (Schriftleitung.)

Druckfehler-Berichtigung: Jn Heft 9, S. 284, lk. Sp. Z. 31 „wache“ statt harte; Z. 45 „Cheruskerfürsten“ statt Hammerfürsten; Z. 51 „Caecinas“ statt Caecivas; r. Sp. Z. 11 „Emmertal“ statt Enwertal; S. 285, lk. Sp. Z. 2 „über die“ statt über.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933 Januar Heft 1

Aus dem Inhalt:



Verlag von K.F.Koehler, Leipzig

Inhalt des Januarheftes

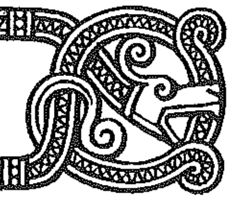
»Germanien«, Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens
Zeitschrift der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold", Vendelstr. 7
Verantwortlicher Schriftleiter: O. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11. Berliner Schriftleitung: Hans Wolfgang Behm, Berlin-Steglitz, Albrechtstr. 16, Fernsprecher G 9, Albrecht 5536

Jährlich erscheinen 12 Monatshefte
Bezugspreis vierteljährlich RM 3.— einschließlich Zustellgebühr
Postscheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postscheckamt Leipzig Nr. 4234
Bezugsart. Die Monatshefte können durch jede Postanstalt, durch den Buchhandel oder vom Verlag bezogen werden
Beschwerden wegen Ausbleiben der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag
Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden. Sie werden dann in die Gruppe „Der Bücherbote" aufgenommen. Ausführliche Besprechungen erfolgen in der Gruppe „Die Bücherwaage"
Anzeigen und Beilagen werden von der Anzeigenabteilung der Monatshefte (K. F. Koehler, Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81) bis zum 15. des vorhergehenden Monats angenommen. Die Preise werden jederzeit gerne mitgeteilt.

Verantwortlich für den Textteil O. Suffert, Detmold; für den Anzeigenteil G. W. Diehl, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler, G.m.b.H., Leipzig C 1, Postfach 81, Fernsprecher 64121. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig, Salomonstr. 7.



Verschiedenes



Was die Welt den Deutschen verdankt. Die Phrase vom „Volk der Dichter und Denker" ist allmählich fast zu einer höhnenden Redensart geworden. Gewiß, wir **sind** das Volk Goethes, Beethovens, Kants, und wir sind stolz darauf, wir sind aber auch das Volk eines Zeppelin, eines Lilienthal und Gutenberg, eines Röntgen und Liebig, ein Volk der Forscher und Erfinder, der Techniker und Kulturpioniere. Und wir haben das Recht, der Welt, die unser Volk in der Reihe der großen Kulturvölker nicht mitleben lassen will, einmal die Rechnung vorzuweisen: Von wem habt ihr denn eigentlich die Buchdruckerkunst, den Steindruck, die Spektralanalyse, den Augenspiegel und die Röntgenstrahlen, die Glühbirne und den Kraftwagen, von wem habt ihr das Telephon und den Telegraphen, das lenkbare Luftschiff, wem verdankt ihr den Weltpostverein, die Entdeckung Trojas, wem verdankt ihr die erhabenste Kirchenmusik und den kategorischen Imperativ? Den Deutschen und immer wieder den Deutschen!

Wie gut verstehen es doch andere Völker, ihre Verdienste um die Weltkultur ins rechte Licht zu rücken. Man denke nur an Frankreich, dieses auf seine „Gloire" so stolze Volk, das den anderen Nationen erst den Weg zur Kultur gewiesen zu haben wähnt, an England, das jahrzehntelang als das Land des technischen Fortschrittes Anspruch darauf erhob, als Land der Erfinder und Entdecker zu gelten. Und du, deutscher Michel? Dir mangelt es an Selbstbewußtsein und Nationalstolz. Du glaubst, Edison habe die Glühbirne erfunden, von Heinrich Goebel, der sie schon 25 Jahre vorher als Leuchtreklame verwendet und von den amerikanischen Gerichten als der eigentliche Erfinder anerkannt wurde, weißt du nichts, du ließest durch eine englische Gesellschaft in Berlin die Gasbeleuchtung einführen, die ein Deutscher erfunden, du ließest durch einen Engländer den ersten Bahntelegraphen legen, obwohl er von Deutschen geschaffen und verbessert worden war. Der amerikanische Automobilkönig Henry Ford ist jedem deutschen Kinde ein Begriff, von Carl Benz, dem deutschen Erfinder des Kraftwagens, kennen die wenigsten überhaupt den Namen. —

Da ist nun endlich einmal ein Volksbuch erschienen „Was die Welt den Deutschen verdankt" von Fritz Zingel[1]), das mit hinreißendem Schwung jung und alt vor Augen führt, in welch überragender Weise die Welt seit Jahrhunderten durch deutschen Forscher- und Erfindergeist auf allen Gebieten der Wissenschaft und Technik gefördert worden ist.

Es ist naheliegend, daß Zingel den Leidens- und Siegesweg des Grafen Zeppelin an die Spitze seines Buches gestellt hat, ist doch der Name Zeppelin heute im innersten Asien wie in den Hauptstädten der Welt die Verkörperung überragender deutscher Leistung. Das deutsche Volk soll aber auch seine anderen Meister darüber nicht vergessen: Robert Koch und Justus v. Liebig, Otto von Guericke und Josef Fraunhofer, Gutenberg und Senefelder, Paracelsus, Helm-

[1] RM 2.85, Koehler & Amelang Verlag, Leipzig

holtz, Röntgen, die Lilienthals und die vielen bedeutenden Erfinder, die das Flugwesen, das Beleuchtungswesen, Telegraphie, Telephonie, Telefunken gefördert haben, es soll des Organisators des Weltpostvereins, Heinrich Stephan, des Entdeckers Trojas, Heinrich Schliemann, gedenken und weiterhin in Liebe seinen großen Künstlern und Musikern, Dürer, Bach, Beethoven ergeben bleiben.

Sie alle zeichnet Zingel in seiner volkstümlichen Art, in ihrem zähen Ringen, in ihrem ausdauerndem Kampf um das Ziel, in ihrer unvergleichlichen Opferwilligkeit im Dienste des Volkes und der Menschheitskultur.

Wie kein zweites ist dieses Volksbuch geeignet, in jeder Brust den Widerhall des stolzen Wortes zu wecken: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist." Lo.

Zum Vortrage von Universitätsprofessor Neckel in der Gesellschaft für germanische Ur- und Vorgeschichte schreibt die „Berliner Börsenztg." Nr. 493 (20. Okt. 32) u. a.: „Neckel ist ganz und gar der Mann wissenschaftlicher Vorsicht, und man steht bei ihm überall auf festgegründetem Boden. Er zieht nur solche Folgerungen, die er wissenschaftlich voll verantworten kann; die man als vollkommen gesichert betrachten darf.

Wenn nun Neckel Wesen und Gestalt der germanischen Religion zeichnen will, so muß er unumwunden eingestehen, daß von germanischer Religion weniger erhalten ist als von germanischer Dichtung. Die christliche Kirche hat da vieles vernichtet. Dennoch ist manches durch dieses Netz geschlüpft und ein verhältnismäßig reiches Material auf uns gekommen. Die Lesung ist dadurch erschwert, weil wir von abstrakten, spiritualistischen Religionsvorstellungen nicht loskommen, die auf anderem Boden wuchsen; aber die germanischen Götter sind nicht transzendent, sondern immanent, Götter der Nähe.

Die altertümlich körperhafte Vorstellung der Germanen zeigt sich wesentlich im Totenglauben, in der handfesten Seelenvorstellung. Die Toten sind nicht tot; die Helden werden körperhaft nach Walhall versetzt als die Gefolgsmannen für den Entscheidungskampf der Götter. Die Aussicht auf Walhall ist auch die Ursache der Überwindung der Todesfurcht. Wie der nordische Mensch den Fluch der Arbeit nicht kennt, so kennt er auch nicht den Sündenfall und das Erlösungsbedürfnis. Der Mensch ist der Bundesgenosse der Götter, und die germanische Religion ist, wie die germanische Welt, heldisch, kriegerisch. Sie ist in keiner Weise Furchtreligion.

Die germanische Religion ist also keine weltflüchtige, spiritualistische Jenseitsreligion, sondern eine heroische Religion der Diesseitigkeit und ist von ältester Herkunft, nicht ableitbar, sondern vollkommen autochthon. Neckel zeichnete nun den Dualismus der religiösen Wesenheiten, die Zweiteilung in Riesenwelt und Götterwelt, und aus den Dokumenten wuchsen die Gestalten der Götter, der Reichtum des germanischen Götterhimmels und die Vielfalt der Mythen, und er zog viele Vergleichsfäden zu dem Vorstellungskreis der andern indogermanischen Völker. So erhob sich eine Welt von unabgeleiteter Ursprünglichkeit, in sich selber gegründet und nur aus sich deutbar.

Das Schlußwort Neckels aber war ein Wort des alten Ernst Moritz Arndt, das ungefähr so lautet: ‚Ich denke, ein gewisses Heidentum' hätte nie zerstört werden sollen,

und wer es mit seinem Volke gut meint, sollte es bis zu einem gewissen Grade wieder herzustellen versuchen.'"

Vorgeschichte in Ostdeutschland. Unter der Mitwirkung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft ist eine Arbeitsgemeinschaft für die Erforschung der Vor- und Frühgeschichte des deutschen Ostens gegründet worden. Den Vorsitz führt Geh. Rat Carl Schuchhardt; Geschäftsführer ist Prof. Dr. Unverzagt, Direktor des Museums für Vor- und Frühgeschichte in Berlin. Gegenüber den merkwürdigen Behauptungen und Forderungen, die in den letzten Jahren namentlich von polnischen Vorgeschichtlern aufgestellt sind, ist eine Förderung der deutschon Bodenforschung im Osten besonders notwendig.

„Germanien" in Holland. Die Zeitschrift „Integraal Leven" brachte in Nr. 4 des 4. Jahrgangs (1932) diese Besprechung:

„Germanien", Blätter der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte. Diese Vereinigung umfaßt alle Freunde eines allseitigen wissenschaftlichen Geschichtsstudiums, das von deutscher Gesinnung getragen ist. Ihre Zeitschrift „Germanien", die stets klar, scharfsinnig und wohlunterrichtet alle Funde, Berichte, Untersuchungen in gedrängten Aufsätzen bringt, gehört zu den besten und anregendsten deutschen Blättern. Der ruhig-sachliche, aber oft auch warme Ton heimelt an und umgibt Steinsachen und Urnenscherben, die für viele nur tot im Museum liegen, mit einem stillen Glanz. Die große Vielseitigkeit und Abwechslung der vielfach bebilderten Aufsätze hält jeden in seinem besonderen Gebiet und in den benachbarten auf der Höhe. Lebendige Tätigkeit der Vereinigung zeigt sich in Vorträgen, Tagungen und Besichtigungen. Es wird das Ziel verfolgt, durch deutsche Forscher die eigene Geschichte, welche durch kirchliche, rassefremde, materialistische und andere dunkle unreine Einflüsse, die vorherrschend waren, oft mehr als unwahr und irreführend entstellt ist, wieder der Wahrheit entsprechend dem Volke nahe zu bringen."

Wir hoffen, daß auch im neuen Jahre unsere Bestrebungen bei den Holländern, die in den letzten Jahren bei ihren Auslandsreisen sich ja besonders oft nach Deutschland wandten, immer freundlichere Aufnahme finden.

Eine Reihe von Lichtbildvorträgen, welche die neueren Erkenntnisse der germ. Geistesgeschichte sowie die Forschungen Prof. Dr. Herman Wirths behandeln, wird von Prof. Dr. Joh. Riem (Potsdam, Neue Königstr. 29) herausgegeben. Der Vortrag: „Altnordische und Germani-

sche Astronomie", der auf der 4. Tagung 1931 der „Freunde germ. Vorgeschichte" gehalten wurde, ist erschienen (Text u. Filmstreifen von 30 Bildern) u. gegen Zahlung von 4 M. auf das Konto Prof. Dr. Riem, Potsdam, Postscheckamt Berlin Nr. 5633, zu beziehen.

Der Schatzgräber

An dieser Stelle bringen wir ganz kurze Berichte über neue Funde, ausführliche Besprechungen von besonders wichtigen finden unsere Leser in der Abteilung „Schätze der Scholle". Wir regen an, daß unsere Leser und Freunde selbst in ihrer Heimat auf neue Funde achten und uns durch Einsenden von Unterlagen bei dieser Berichterstattung unterstützen. Manche bedeutsame Nachricht, die sonst nicht über den Leserkreis einer Lokalzeitung hinaus bekannt wird, kann so weithin verbreitet werden und Widerhall finden. Einsendungen sind an Studienrat O. Suffert-Detmold, Hermannstr. 11, erbeten.

Steinzeitliche Wohn- und Werkplätze wurden am Satruper Moor (unweit Schleswig) aufgefunden. Sie lieferten reiche Fundstücke an Feuersteinwerkzeugen und Geräten: Kernbeile, Scheibenspalter, Bohrer, Messer, zahlreiche Schaber in Span-, Scheiben- und Löffelform, spanförmige Messer und Kernsteine von solchen Messern, quergeschärfte Pfeilspitzen, kleine Flintgeräte mit feinsten Handretuschen, Messer mit schönen Endretuschen usw. Die große Zahl der gesammelten Fundstücke läßt auf eine dichte Siedlung schließen, die hier etwa zu Beginn der neolithischen (jungsteinzeitlichen) Periode bestand.

Jungpaläolithische Fundplätze sind in der nächsten Nähe der bekannten Fundstelle von Ahrensburg zu Meyendorf und Wellingsbüttel (unweit Hamburg) aufgefunden und vom Entdecker der Plätze, Herrn Rust-Hamburg im Auftrage des Museums Kiel untersucht worden. Der Direktor des K. Museums, Prof. Schwantes, hat den ungemein wichtigen Fund beschrieben und eine Anzahl Typen abgebildet. Er setzt die Fundstücke: Messer, teils mit Endretusche, Schaber mannigfacher Art, Bohrer und merkwürdig gekrümmte Spitzen usw. nach analogen Funden, die in Belgien gemacht sind, ins reine Magdalenien. Brieflich stimmte er der Ansicht zu, daß in den Funden wohl ein „hängengebliebenes Aurignacien" vorläge, von vom Westen her eingewanderten Aurignac-Leuten gefertigt, welches zeitlich aber ins Magdal. zu setzen wäre. — Da diese Funde ganz eindeutig sind, ist damit die Existenz des jungpaläolithischen Menschen in unsern nordischen Gebieten einwandfrei erwiesen und so der Fund von allergrößter Bedeutung.

Hügelgräber auf dem Buhn bei Rehme. Hier wurden in der Nähe der Ortschaft Uffeln am Weserknie bei Rehme 13 Hügelgräber festgestellt, als eine Urbarmachung des Geländes erfolgte. Leider wurden dabei 3 Hügel eingepflügt, ein vierter aber vom Leiter des Mindener Heimatmuseums, Herrn Mathey untersucht. Nach den Funden ist der Hügel in der älteren Bronzezeit errichtet bzw. wieder benutzt, denn nach dem Bericht ist das Grab im Hügel ursprünglich als Steinkammergrab angelegt und in der Bronzezeit sind hier weitere Bestattungen vorgenommen worden.

Zu Hof Bohnste bei Wense, Kr. Zeven, konnte ich in den letzten beiden Oktobertagen ein steinzeitliches Grab untersuchen, welches bei Kultivierungsarbeiten angeschnitten wurde. Ein sehr kleiner Hügel von 7,50 bzw. 6,50 Meter Durchmesser und nur zirka 30 Zentimeter Höhe enthielt ein ungemein sorgfältig gebautes Grab von 3,50 Meter Länge mal 1,50 Breite, aus meist eimergroßen Steinen erbaut. Das Grab war, was hervorzuheben ist, 80 bis 85 Zentimeter in den Boden eingetieft, genau so tief, bis die Erbauer an den hellen Sand kamen. Auf diesem wurde eine sehr schöne und ebene Plattform für die Aufnahme eines Baumsarges hergerichtet, der in Moderspuren festgestellt werden konnte. Beigaben fanden sich nicht im Grabe, aber zu dem Packungsbau, zumeist zu der Plattform, waren nicht weniger als 25, teils ungewöhnlich schöne Schleifsteine aus Granit oder Syenit verbaut — ein Fund, der in ganz Deutschland bis jetzt einzig dasteht. Man darf wohl sagen, daß der hier bestattete Tote zweifellos ein Handwerker war, der seinem Stamme die benötigten Steinbeile und Steinhämmer anfertigte und dem man nun sein ganzes „Handwerkszeug" mit ins Grab gab. — Zahlreiche Kohlespuren über der nur schwachen Erddecke des eigentlichen Grabbaues zeigten, daß man auch hier ein Totenfeuer angebrannt hatte. Auch diese Kohlenreste hatte man wieder mit Erde bedeckt und die Kuppe des Hügels mit zahlreichen handtellergroßen Steinen unzusammenhängend überdeckt. Bei der Aufgrabung lagerten diese 2 bis 5 Zentimeter unter der heutigen Oberfläche. Um den Rand des Hügels war ein Kranz aus Steinen gesetzt. Der Hügel lag einsam auf niedrigem Gelände, in Nähe eines heute fast völlig vermoorten kleinen Sees. Obwohl der Hügel keine eigentliche Beigabe hatte kann er mit Sicherheit dem eingewanderten Volke der Schnurkeramiker zugewiesen werden. Fast immer fand ich in solchen Hügeln neben dem Hammer und Schnurbecher 1—3 solcher Schleifsteine. Nur einmal in einem Hügel zu Heeslingen (unweit Bohnste) mit Prof. Schuchhardt zusammen, acht solcher Schleifsteine. Dann zeigt das Totenfeuer über dem Grabe, das Herrichten des Grabes auf dem hellen Sandboden (rein weißer Sand, wie sonst, steht hier weitumher nirgend an) — deutlich

die Zugehörigkeit zu dem Volke der Schnurkeramiker. Das Grab hatte die genaue Längsorientierung Ost-West.

Bei Quoltitz, auf der Insel Rügen, wurde in einem rings von Höhen umschlossenen Tale eine Steinschlagfundstelle von höchstwahrscheinlich ebenfalls jungpaläolithischem Alter entdeckt. Die Stücke, es sind zahlreiche Messer, viele und schöne Schaber, Längspfeilspitzen, Kernsteine, Bohrer usw., dazu zahlreiche, oft an sich formlose Stücke mit feinster Randdengelung, entsprechen völlig den Fundstücken von Meyendorf-Wellingsbüttel, nur daß hier noch die eindeutigen Leitstücke fehlen. Das mag aber daran liegen, daß alle Stücke — die als Geschenk des Finders ins Museum Greifswald kamen — nur Lesefunde von der Oberfläche einer Sanddüne sind. Es ist mit Gewißheit zu vermuten, daß schon die erste Grabung hier auch die Leittypen ergeben wird. — Bemerkt sei, daß der Leiter der Greifswalder Slg., Herr Prof. Petzsch, es noch ablehnt, in den Fundstücken jungpaläolith. Geräte zu sehen.

Ein Grab schnurkeramischer Siedler wurde am Steilufer des Barnstedter Baches zu Kolkhagen bei Lüneburg ausgegraben. Es konnte eine Skelettbestattung nachgewiesen werden mit einem sog. geschweiften Becher. Der Becher hat Schnur- und Tiefstichornamente. Der Grabhügel war, wie alle Hügel der Schnurkeramiker, flach und niedrig, war aber in auffolgender Bronzezeit überhöht worden mit einem größeren Hügel, der bronzezeitliche Steinpackungsgräber barg. Diese erwiesen sich als gestört.

Zeven, Hannov. Hans Müller-Brauel.

Spuren aus der Wikingerzeit bei Hollingstedt. Das Kirchdorf Hollingstedt liegt etwa in der Mitte zwischen Husum und Schleswig, nördlich der Eider und hart östlich von der Treene. Im Osten von Hollingstedt setzt das Dannewerk an. Kürzlich ist nun durch Untersuchungen, die unter Leitung von Dr. Jankühn standen, im Kirchdorf selbst eine Siedlung aus der Wikingerzeit festgestellt worden. Der Fundort liegt auf einem flachen Höhenrücken dicht am Ostufer der Treene und südlich von der Kirche. Auf der Oberfläche sind zahlreiche Scherben gefunden, die dem ohne Drehscheibe hergestellten Tonzeuge von Haithabu entsprechen; daneben aber viele Scherben von Gefäßen, die aus dem Rheinland hergebracht sind (im Mittelalter bestand eine starke Ausfuhr niederrheinischer Tonwaren). Weitere Feststellungen über Alter und Art der Siedlung lassen sich nur durch Grabungen gewinnen.

Fund einer Steinaxt bei Riestedt. Bei

Riestedt (etwa $7^1/_2$ Kilometer nordöstlich von Uelzen) kam beim Pflügen eine Hammersteinaxt von 16 Zentimetern Länge und 4 Zentimetern mittlerer Breite zutage. Die Axt gehört der jüngeren Steinzeit an, die etwa von 4000—1800 v. Chr. zu rechnen ist. Aus der Tatsache, daß die einzelnen Streifen des Schliffs noch nicht verwischt, der Schliff noch nicht zu einer einheitlichen Fläche zusammengefaßt ist, darf man vielleicht schließen, daß die Axt aus dem älteren Abschnitt der genannten Periode stammt. Die Axt ist gleichzeitig Hammer: sie hat an einem Ende die Schneide, am andern Ende die Hammerschlagfläche. Sie ist durchbohrt für die Aufnahme eines Stiels; was übrigens auch schon aus dem Namen hervorgeht (man hat sich geeinigt, die undurchbohrten Schlagwerkzeuge dieser Art als Beile, die durchbohrten als Äxte zu bezeichnen). Die Axt stammt wie die meisten vorgeschichtlichen Streufunde aus der Gegend von Riestedt vom Sandrücken der Feldmark. Der gesamte Landkreis Uelzen ist reich an Funden aus der jüngeren Steinzeit. Noch im Jahre 1846 gab es im Landkreise Uelzen 219 Riesensteingräber, heute sind 205 völlig zerstört und nur noch 14 erhalten! Wahret das Erbe der Ahnen!

Cherusker-Siedlung bei Gronau? Im Herbst 1932 hat der bekannte Heimatforscher Lehrer Barner in Deilmissen mit neuen Ausgrabungen begonnen. Eine Grabung am Lehder Berg bei Gronau brachte zahlreiche Scherben und Knochen. Die Umrisse einer Wohnstätte sind freigelegt, sie mag etwa um die Zeit von Christi Geburt bestanden haben. Es kann sich also um eine Cherusker-Siedlung handeln. Erfreulicherweise haben sich grade in den letzten Jahren die Funde aus Gebiet und Zeit der Cherusker gemehrt, so daß es immerhin nun möglich erscheint, den Raum dieses Stammes archäologisch einmal festzulegen, eine Aufgabe, an die man vor einem Jahrzehnt wohl kaum mit Zuversicht denken konnte. — Herr Barner hat übrigens schon früher schöne Erfolge aufzuweisen gehabt: westlich der Kreisstadt Gronau fand er die ersten einwandfreien Werkzeuge der Aurignac-Stufe im Hannoverschen. Im vergangenen Jahre deckte er in planmäßiger Suche die Reste der Wüstung Assum auf, die etwa Ende des 12. Jahrhunderts ausgegangen ist. Derartige Freilegungen aus dieser Zeit sind in Niedersachsen noch recht selten.

Der Bücherbote

An dieser Stelle bringen wir kurz die Titel aller zur Besprechung eingehenden Bücher. Ausführliche Besprechungen erfolgen in der Gruppe „Die Bücherwaage".

Gustav Schalk, Deutsche Heldensagen. Leinen RM 3.90, Verlag Neufeld & Henius, Berlin.

Herman Wirth, Die Heilige Urschrift der Menschheit. Lieferung 10. RM 6.—, Verlag Koehler & Amelang, Leipzig.

Hans Heyck, Armin der Cherusker. Leinen RM 5.50, L. Staackmann Verlag, Leipzig.

E. Seeger, Vorgeschichtliche Steinbauten der Balearen. Leinen RM 4.80, Verlag Koehler & Amelang, Leipzig.

W. Bergengruen, Das Kaiserreich in Trümmern. Leinen RM 5.40, K. F. Koehler Verlag, Leipzig

E. Kiß, Das gläserne Meer. Leinen RM 5.40, Verlag Koehler & Amelang, Leipzig.

E. Kiß, Die letzte Königin von Atlantis. Leinen RM 4.80, Verlag Koehler & Amelang, Leipzig.

Die Auskunftstelle

Man hat uns gebeten, eine Möglichkeit gegenseitiger Arbeitsunterstützung zu schaffen. Wir kommen diesem Wunsche gern nach. Fragen, die aus dem Leserkreise bei der Schriftleitung eingehen, werden wir an dieser Stelle veröffentlichen, ebenso die Antworten, soweit sie auf allgemeinere Teilnahme rechnen können; andernfalls leiten wir sie brieflich weiter. Den Anfragen ist Rückporto beizufügen. Einsendungen für diese Gruppe an Studienrat O. Suffert-Detmold, Hermannstr. 11.

Frage 1. Wo gibt es Raffen-, Rabbels-, Rafflenberge? Zeigen sie besondere Merkmale? Welche? Wie kann der Name gedeutet werden?

Bei Norden liegt der Rabbelsberg (künstlicher Hügel), bei Hohenlimburg der Raffenberg (Burg), bei Mülheim der Raffelberg und der Rafflenberg, bei Hagen gibt es Rafflenbeul.

Frage 2. Wo kommt der Name Externsteine vor (abgesehen von den Felsen bei Horn)? Jellinghaus (†) bemerkt in seinem Buche „Die westfälischen Ortsnamen" (3. Auflage, Osnabrück 1923) unter dem Stichwort „stein" (S. 160), es gäbe einen Externstein bei Lügde, auch sonst käme

Tacitus: Germania

Herausgegeben, übersetzt
und mit volks- und heimatkundlichen
Anmerkungen versehen
von Prof. Dr. E. Fehrle-Heidelberg
Mit 30 Abbildungen auf 14 Kunstdrucktafeln. 1929
Geheftet RM 4.—, gebunden RM 5.40

Alle neuen Ergebnisse sind von Fehrle in seiner neuen Germania-Ausgabe ausgiebig verwertet, so daß man aus seinen ausführlichen „Bemerkungen" jeweils den neuesten Stand der Forschung erkennt. So wird vor allem der Altphilologe, der mit seinen Schülern die Germania liest, mit großem Gewinn die Ausgabe von Fehrle benützen können. Aber auch der Laie, besonders der humanistisch gebildete, der sich gerne mit germanischer Frühgeschichte beschäftigt, wird zur Fehrleschen Ausgabe greifen, der ja eine flüssige, gut deutsche Übersetzung beigefügt ist, um sich von seiner fachkundigen Hand in alle die zahlreichen Fragen einführen zu lassen, ohne daß von ihm allzu tiefe Kenntnisse der lateinischen Sprache verlangt werden. Nimmt man noch hinzu, daß das Buch durch seine zahlreichen Abbildungen treffliche Erläuterungen gibt, so wird man die Ausgabe als eine wertvolle Bereicherung der Germanialiteratur bezeichnen dürfen. H. Calmbach in den „Südwestdeutschen Schulblättern", Mannheim.

Altgermanische Kunst

Mit einer Einführung von
Prof. Dr. Fr. Behn, Kustos am Römisch-germanischen Zentralmuseum in Mainz
Mit 48 prächtigen Bildtafeln. Neue, erweiterte Auflage
Kartoniert RM 3.60

Einen Einblick in die Schönheit nordischen Kunstschaffens gibt dieser Band, der uns gleichzeitig mit Wehmut erfüllt über den Reichtum einer Entwicklung, welche durch die Übermacht der griechisch-römischen Kunst so jäh abgerissen wurde. Gezeigt werden:

Tongefäße der Steinzeit / Gürtelscheibe der älteren Bronzezeit / Der Sonnenwagen von Trundholm / Goldgefäße / Gesichtsurne / Beschläge von Waffen / Bronzekette / Buckelurnen / Prachtfibeln / Dosenfibeln und Gürtelfibel aus Gotland / Aus dem Goldfund von Hiddensoe / Adlerfibeln aus Norditalien und Mainz / Schwertgriffe / Griff eines Wikingerschwertes aus Upland / Schnallen der Völkerwanderungszeit / Schmuckplatte aus Schonen / Fränkische Gläser / Weihekrone König Svinthilas / Vogelkopf aus Holz / Schmuckkasten der heiligen Kunigunde / Das Osebergschiff / Fränkischer Grabstein / Beschlag von Wendel in Upland / Grabmal Theodorichs des Großen / Torhalle von Lorsch / Tür der Kirche von Aal u. a. m.

J. F. Lehmann Verlag / München

der Name öfter vor. Wer kann genauer angeben, wo dieser Stein bei Lügde liegt? Auf dem entsprechenden Meßtischblatt scheint er nicht verzeichnet zu sein.

Ich besitze eine Photographie, die etwa in den achtziger Jahren von Herm. Wehmann, Osnabrück (Krahnstr. 49), angefertigt worden ist. Auf der Rückseite steht der handschriftliche Vermerk „Exter Steine". Das Bild zeigt eine gebankte Felsmasse von etwa 35 m Länge und 12 m Höhe, die vor einem Walde auf einem schrägen Ackerhang mit etwa 25° Neigung liegt. Wer kann Näheres über diesen Felsen angeben? — Wer kann Angaben über sonstiges Vorkommen machen?

Frage 3. Wo kommt der Flurname Donnerkuhle vor? Wie heißen die angrenzenden Fluren? Sind ältere Namensformen bekannt?

Belegt ist der Name bei Hagen und bei Hattingen.

Zu Frage 1: Über den Rabbelsberg und Verwandtes hat Georg Sello gehandelt: Upstalsboomblätter für ostfriesische Heimatkunde X/XI, S. 1—16. Emden 1921/23.

Suffert.

Die Abbildung „Das Männchen von Oechsen" ist dem „Thüringer Fähnlein", Monatshefte für die mitteldeutsche Heimat, Jena, entnommen. Die Abbildungen der Kreuzsteine und Steinkreuze auf S. 21 und 22 stammen aus dem Werk Dr. Kuhfahl: „Die alten Steinkreuze in Sachsen", Verlag: Landesverein Sächsischer Heimatschutz, Dresden-A. 1.

Wertvollen Schmuck für das deutsche Haus

Stahlhelmer

schafft der Künstler Max Stolz. Die Holzschnitzerei, die er betreibt, ist eine uralte, echt deutsche Kunst. In vielen deutschen Häusern finden Sie Proben seiner Kunst. Über sein Schaffen schreibt Carl Stanz in seinem Buch:

> **„Max Stolz, ein neudeutscher Holzschnitzmeister."** Das Können Max Stolz' ist Holzschnitzkunst, etwa im Stile mittelalterlicher deutscher Meister, jedoch in verjüngter, zeitgemäßer und durchaus eigenstarker Neuschöpfung.

Unterstützen Sie seine Arbeit durch Vergeben Ihrer Aufträge. Max Stolz schafft **Holzschnitzarbeiten jeder Art und für jeden Zweck zu niedrigsten Preisen.**

Anfragen vermittelt:
Koehler & Amelang, Leipzig C 1, Postfach 81

Das nationale Brunnenbuch an die Front!

In Preußen verboten gewesen! Jetzt für den Verkauf wieder frei!

Herbert Volck
Rebellen um Ehre

16. Tausend. Broschiert RM 4.50, Leinen RM 6.80

Herbert Volck schrieb „Rebellen um Ehre" nicht, um die Schleswiger Bombenattentate zu verherrlichen, sondern um seine Motive aufzuzeigen. Und nun lese man das! Sehr schlimme Zustände aus dem Polizeiwesen und der neuen Rechtspflege werden enthüllt. Ein Zeitbild in grellen Farben, das zu einer Geschichte der Republik lebendiges Material gibt. Wie erquickend demgegenüber das Bild so manches nationalen Mannes.
„Der Aufrechte", Berlin.



Rumpelstilzchen
Nu wenn schon

(Der Reihe 12. Band 1931-32) 20. Tausend
Broschiert RM 4.50, Leinen RM 6.50

Zum 12. Male erscheint nun der Sammelband von Rumpelstilzchens Wochenplaudereien aus Berlin, die eine sehr große und stetig wachsende Gemeinde haben. Kein Nachtreter in diesem Genre hat Rumpelstilzchen je erreicht, obwohl es Dutzende immer wieder versuchen. Nu wenn schon! Dieser Mensch mit seinen Spüraugen, seinem Humor und in der in seiner Gesinnung, wie Treitschke sagen würde, „prachtvollen Einseitigkeit", ist und bleibt konkurrenzlos der fröhliche Prophet des nationalen Deutschlands.

Karl v. Einem gen. v. Rothmaler
Generaloberst a. D.
300 Jahre Armee der Freiheit

Broschiert RM 2.70, Leinen RM 4.—



Man braucht keine hohen Schulen besucht zu haben, um verstehen zu können, was Generaloberst von Einem hier aus der Geschichte unseres Heeres von 1640 bis 1918 und von der Bedeutung der Wehrmacht für die Freiheit der Nation erzählt. Wir haben viele kriegsgeschichtliche Werke, aber bisher noch kein Volksbuch über Volk, Fürst, Heer, Demokratie, das sich so leicht liest wie Einems „300 Jahre".

Im Sommer 1932 erschien:

Dr. Friedrich Everling, M. d. R.
Wiederentdeckte Monarchie

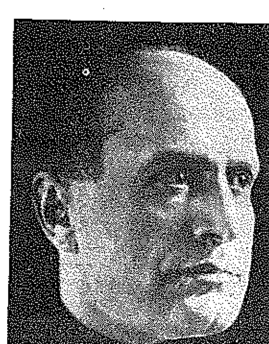
Broschiert RM 3.60, Leinen RM 5.25

Das Buch kann das Neue Testament aller Monarchisten werden. Everling appelliert mit Geist an unseren Geist, mit Wissen an unser Wissen, aber dabei hören wir immer sein Herz laut mitpochen. Er ist Vernunftmonarchist und Gefühlsroyalist.
Everlings Buch ist nicht nur voll bergeversetzenden Glaubens, der einfach hinreißend ist, sondern auch voll zwingend-überzeugender Rechtfertigung des Königtums — und jener ständig sich mehrenden Millionen Deutscher, die es sehnsüchtig wieder suchen.
Es ist die quellklare Erkenntnis, die in den 66 kurzen, knappen Kapitelchen emporsteigt. Der Gebildete wie der Ungebildete versteht das, und die Scheuklappen fallen. — So viel Geballtes in einer Apologie findet man selten.
„Der Tag", Berlin

Rumpelstilzchen
Der Schmied Roms. Ein Mussolini-Buch

100. Tausend. Broschiert RM 2.70, Leinen RM 3.60

Das vorliegende Buch schildert den Duce als ein außergewöhnliches, geschichtliches Phänomen, als den gewaltigen Schmied Roms. Es reicht bis in die Kindheit Mussolinis zurück, schildert seine politischen, großen Taten und enthält außer der wandlungs- und abenteuerreichen Geschichte des Duce auch eine Reihe von eigenen Erlebnissen des Verfassers in Italien . . .
„Schlesische Zeitung", Breslau



Felix Riemkasten
Der Götze

10. Tausend. Broschiert RM 4.—, Leinen RM 6.—

In diesem Buche wird Schlitten gefahren mit dem falschen Götzen der Demokratie, der uns freigemacht von Gewissen, Glauben, Pflicht und dafür Organisation und Ansprüche beschert hat. Das Vaterland haben wir weggegeben, den luftleeren Raum des Universums haben wir gewonnen. Wert und Gewicht des Buches liegen aber weniger in dem glänzend vollzogenen Schlachtefest am Götzen, sondern in der schweren Innerlichkeit der Menschen. Ein Buch des Aufbaues, zartester Roman und dennoch Zeitgeschichte. Es zeigt, wie das kommen mußte, was nun da ist.

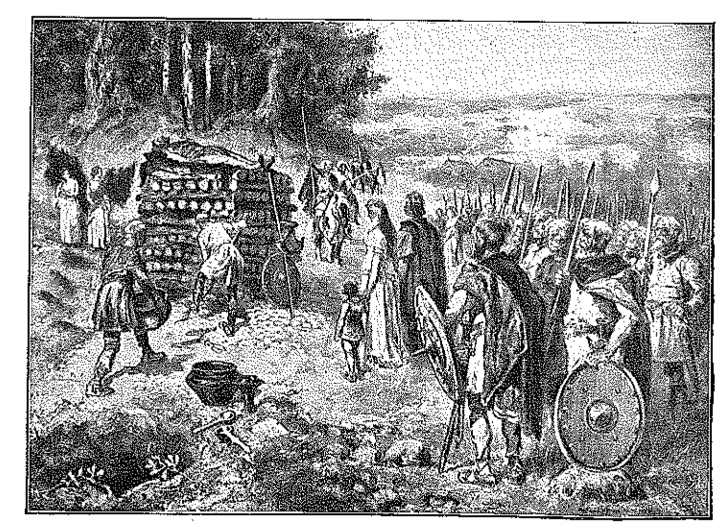
BRUNNEN-VERLAG / WILLI BISCHOFF G.M.B.H. / BERLIN SW 68

Leichenverbrennung bei den Germanen



Zu den Heldenverehrungen bei unseren Vorfahren gehörte auch die Leichenverbrennung, die als besonders ehrwürdiger Totenkultus gefeiert wurde. Leider gab es bis jetzt nur sehr wenige Bilder, die uns diesen Kultus zeigten. Der bekannte Leipziger Schulbilderverlag F. E. Wachsmuth hat jetzt ein Bild von Prof. Hoffmann-München anfertigen lassen, das wir heute in stark verkleinerter Wiedergabe unseren Freunden zeigen. Auf einem gewaltigen Holzstoß, der schichtförmig aufgerichtet ist, wurde der Tote auf einem Bärenfell aufgebahrt. Schild und Lanze, wie die anderen Rüstungsgegenstände des Verstorbenen wurden an den Scheiderhaufen gelehnt. Die Angehörigen wohnten der Feier in stiller Andacht bei. Zu ihnen gesellten sich die Männer der Sippe, die in voller Rüstung der Ehrung beiwohnten. Für die Richtigkeit jeder einzelnen Darstellung, wie Geräte, Waffen, Trachten usw. bürgt die umfassende Sachkenntnis des bekannten Bearbeiters Rudolf Moschkau. Da sich Moschkau an vorhandene Funde aus der germanischen Vorzeit gehalten hat, so entspricht das Bild auch den strengsten wissenschaftlichen Anforderungen. Wir wollen nicht verfehlen, auch an dieser Stelle auf dieses ausgezeichnete Lehrmittel, das auch gleichzeitig ein vorzüglicher Wandschmuck darstellt, hinzuweisen.

Im gleichen Verlage erscheinen noch andere wertvolle kulturgeschichtliche Bilder. Wir nennen Germanisches Gehöft vor der Völkerwanderung / Pfahlbauansiedlung (jüngere Steinzeit) / Bekehrung der Germanen, Größe jeder Tafel 88×66 cm, Preis roh je 3.25 RM. Höhlenleben zur älteren Steinzeit — Siedlung zur jüngeren Steinzeit / Handwerk und Handel zur Bronzezeit (siehe auch obenstehendes Bild) Größe jeder Tafel 98×74 cm, Preis roh je 3.60 RM (zum gleichen Preis ist auch die oben genannte Tafel „Leichenverbrennung" erhältlich). Weiter sind zum gleichen Preis, aber in der Größe 99×72 cm, Dr. Lohmeyers Wandbilder für den geschichtlichen Unterricht erschienen. Uns interessieren besonders die beiden Tafeln „Die Schlacht im Teutoburger Wald" und „Die Gotenschlacht am Vesuv". Endlich nennen wir noch die Bilder zur germanischen Götter- und Heldensage: Der Streit der Königinnen / Kriemhild an der Leiche Siegfrieds / Gudrun / Donar — Thor / Wotan — Odin, Preis 3.60 RM bis 4.50 RM.



Ausführlicher Prospekt und nähere Angaben sind vom Verlag F. E. Wachsmuth, Leipzig C 1, Kreuzstraße 3, erhältlich.

9.1.1933.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933 Dezember Heft 12

Aus dem Inhalt:



Verlag von K. F. Koehler, Leipzig

»Germanien«, Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

Zeitschrift der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold", Bandelstr. 7
Verantwortlicher Schriftleiter: Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11. Berliner Schriftleitung: Hans Wolfgang Behm, Berlin-Steglitz, Albrechtstr. 16, Fernsprecher G 9, Albrecht 5536

Jährlich erscheinen 12 Monatshefte
Bezugspreis vierteljährlich RM 3.— einschließlich Zustellgebühr. Einzelheft RM 1.20
Postscheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postscheckamt Leipzig Nr. 4234
Bezugsart. Die Monatshefte können durch jede Postanstalt, durch den Buchhandel oder vom Verlag bezogen werden
Beschwerden wegen Ausbleiben der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden. Sie werden zum Teil in die Gruppe „Der Bücherbote" aufgenommen. Ausführliche Besprechungen erfolgen in der Gruppe „Die Bücherwaage"
Anzeigen und Beilagen werden von der Anzeigenabteilung der Monatshefte (K. F. Koehler, Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81) bis zum 15. des vorhergehenden Monats angenommen. Die Preise werden jederzeit gerne mitgeteilt.

 Verantwortlich für den Textteil O. Suffert, Detmold; für den Anzeigenteil G. W. Diehl, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler, G.m.b.H. Leipzig C 1, Postfach 81, Fernsprecher 64 121. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig, Salomonstr. 7.

Inhalt des Dezemberheftes

Die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold" hat den Zweck, alle Deutschen zusammenzufassen, die den Wert der Erforschung der eigenen Vorgeschichte erkannt haben. Sie verfolgt das Ziel, Wissen über die eigenen Ahnen im deutschen Volke zu verbreiten und Verständnis für seine Vorgeschichte zu erwecken. Wer diese selbstlosen Bestrebungen unterstützen will,

werde Mitglied der Vereinigung!

Jährlich in der Pfingstwoche wird eine öffentliche Tagung abgehalten, bei der Denkmäler aus germanischer Zeit gezeigt werden. Sie sind zahlreicher in der Deutschen Landschaft vorhanden, als gemeinhin angenommen wird. Die Mitglieder erhalten für den Jahresbeitrag von RM 12.— (vierteljährliche Raten sind zulässig) die Monatshefte „Germanien" kostenlos als Pflichtexemplar durch den Verlag K. F. Koehler in Leipzig zugestellt, an den auch der Mitgliedsbeitrag zu überweisen ist (Postscheckkonto: Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Amt Leipzig, Nr. 4234), indessen Anmeldungen nach Detmold, Bandelstraße 7, zu richten sind. Über die anderen Vergünstigungen gibt die Vereinigung gern Auskunft.

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte, e. V., Sitz Detmold

579